

11 D 8583 Gussauk des Herrn Prof. Dr. Wacziarg von
Hantl. Gymnasium Meise 14 20

Illustrirte Zeitung



Verlag von J. J. Weber Leipzig

Kriegschronik.

26. Dezember 1915.

Bei andauerndem Regenwetter war die Gefechtsfähigkeit auf dem größten Teile der Front nur gering, lebhafter in Gegend nördlich von Albert, an einzelnen Stellen in der Champagne und in den Vogesen nördlich von Sennheim.

Deutsche Patrouillenunternehmungen in Gegend von Dinaburg waren erfolgreich. Im Sumpfsgebiet der Polesie wurden an mehreren Stellen starke feindliche Aufklärungsabteilungen zurückgeworfen.

Annäherungsversuche gegen den Südtail der Hochfläche von Dobrodo wurden leicht abgewiesen.

27. Dezember 1915.

Ein von den Franzosen nordöstlich von Neuville vor unserer Stellung gesprengter Trichter wurde von uns befestigt. Eine feindliche Sprengung auf der Combres-Höhe richtete nur geringe Beschädigungen an.

Bei einem Gefechte, das auf den östlichen Begleitbächen des Gisch-Tales südlich Rovereto stattfand, verloren die Italiener 200 Mann an Toten und Verwundeten.

Am der Beresina sowie nordwestlich von Gortorysk und bei Berestiany wurden russische Erkundungsabteilungen abgewiesen.

An der beharabischen Front und am Dnjestr nordöstlich von Zaleschitz wurden gestern wiederholte Angriffe starker russischer Kräfte blutig abgewiesen. Besondere Anstrengungen richtete der Feind gegen den Abschnitt zwischen Bruch und Waldzone nördlich Zaporozk. Nach Artillerievorbereitung, die den ganzen Vormittag anhielt und sich stellenweise bis zum Trommelfeuer schwerer Kanonen steigerte, erfolgten in den ersten Nachmittagsstunden fünf Infanterieangriffe, die abgewiesen wurden. Ein anschließender Massenangriff, fünfzehn bis sechzehn dichte Reihen tief, brach im Artilleriefeuer unter schwersten Verlusten zusammen. Das gleiche Schicksal hatte ein feindlicher Angriff nördlich des Dnjestr. Die österreichisch-ungarischen Verluste sind gering.

Von den k. u. k. Kräften verfolgt, zogen sich die Montenegriner von Goshewo nach Bijoka zurück. Südöstlich Rawen wurden drei montenegrinische Geschütze modernster Konstruktion ausgegraben.

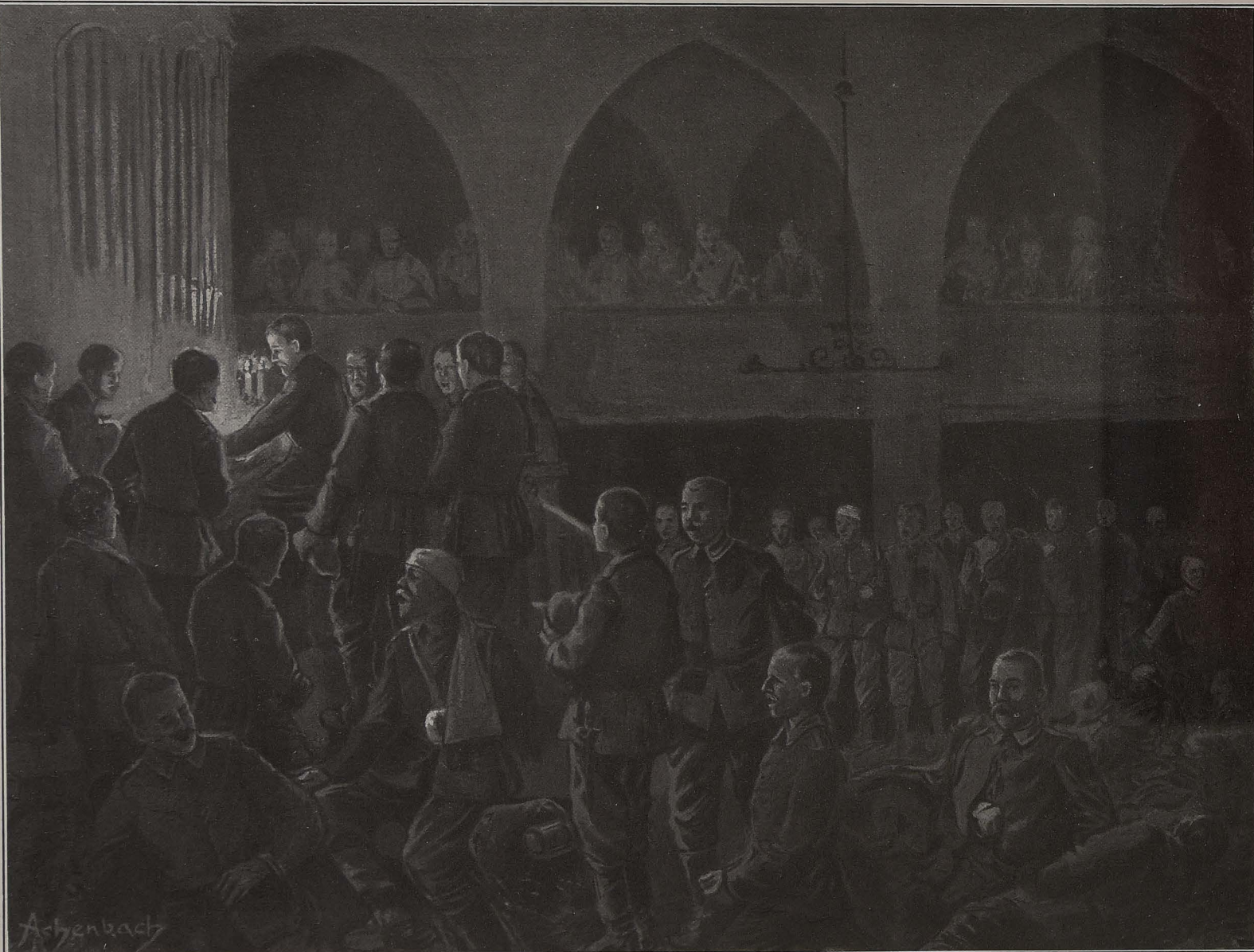
Die Verzahnungen der neuen französischen „Siegesanleihe“ betragen nur fünfsechsteil Milliarden Franken.

Ebenso scheiterten nächtliche Unternehmungen des Gegners im Col-di-Vana-Gebiet.

30. Dezember 1915.

In der Nacht zum 29. Dezember misglückten englische Versuche nordwestlich von Lille, durch Überquerung in unsere Stellung einzudringen. Eine kleine nächtliche Unternehmung unserer Truppen südöstlich von Albert war erfolgreich und führte zur Gefangennahme von einigen Dutzend Engländern. Am Hartmannswillerkopf wurden gestern die in französischer Hand gebliebenen Grabenstüde zurückerobert.

Südlich von Schlot sowie an mehreren Stellen der Seeresgruppe des Generals v. Linzinger wurden Vorstöße russischer Jagdkommandos abgewiesen. Die Kämpfe in Ostgalizien nahmen an Umfang und an Heftigkeit zu. Der Feind richtete gestern seine Angriffe nicht nur gegen die beharabische Front, sondern auch gegen die Stellungen östlich der unteren und mittleren Strüpa. Sein Vordringen scheiterte meist schon unter dem Feuer der Batterien; wo dies nicht geschah, brachen die russischen Sturmtruppen im Infanterie- und Maschinengewehrfeuer zusammen. Im nördlichen Teile seines gestrigen Angriffs-



Silvesterandacht in einer Dorfkirche Flanderns, die nach schweren Kämpfen den Truppen als Nachtquartier dient.

Nach einer Zeichnung für die Leipziger „Illustrirte Zeitung“ von Oscar Achenbach.

In Bselopolje wurden bisher an Beute 5400 Handfeuerwaffen eingebracht.

Das türkische Hauptquartier teilt mit: Die Krieger des Schicks der Semulen legten in mehreren Kolonnen ihre Angriffe gegen die Engländer in Ägypten erfolgreich fort. Die Gegend von Siva ist vollständig von Engländern gesäubert. Die Kolonne, die an der Küste vorrückte, griff die Dschafat Matruih, 240 km östlich von Sollum, an. In dem Kampfe wurden der Kommandant von Matruih und 300 englische Soldaten getötet, der Rest der Feinde floh gegen Osten. Die muslimanischen Krieger erbeuteten bei Sollum und Matruih von den Engländern 2 Feldkanonen, eine Menge Artilleriemunition, 10 Automobile, von denen drei gepanzert sind, sowie eine Menge Kriegsmaterial.

28. Dezember 1915.

Am Hirtzstein erfolgte heute früh ein französischer Vorstoß; nähere Meldungen liegen noch nicht vor.

Regen Zugverkehr auf dem Bahnhof Solifons wird von unserer Artillerie beschossen. Die Franzosen haben seit kurzem das in unmittelbarer Nähe des Bahnhofes liegende Hospital, anscheinend zum Zwecke des Bahnhofs, mit roten Kreuz-Flaggen versehen. Unfallstretter in das Hospital find bei der Nähe des Bahnhofs nicht ausgeholfen.

29. Dezember 1915.

Der gestern berichtete feindliche Vorstoß am Hirtzstein brach bereits in unserem Feuer zusammen. Am Abend griffen die Franzosen zweimal die von uns zurückeroberten Stellungen auf dem Hartmannswillerkopf an. Sie drangen teilweise in unsere Gräben ein. Nach dem ersten Angriff wurde der Feind überall sofort wieder vertrieben, die Kämpfe um einzelne Grabenstüde nach dem zweiten Angriff sind noch im Gange. An Gefangenen blühten die Franzosen bisher 5 Offiziere und über 200 Mann ein.

An der Küste bei Ragagiam (nordöstlich von Tadmur) scheiterte der Vorstoß einer stärkeren russischen Abteilung. Südlich von Binst wurde eine russische Feldwache überfallen und aufgehoben.

An der beharabischen Grenze wiederholte der Feind gestern seine von starkem Artilleriefeuer eingeleiteten Angriffe in der tags zuvor geübten Art. Seine Angriffskolonnen brachen überall — stellenweise knapp vor den österreichisch-ungarischen Hindernissen — zusammen. Die russischen Verluste sind groß. Östlich Burtanow wurden einige k. u. k. Sicherungsabteilungen vor stärkeren russischen Kräften näher gegen die Hauptstellungen zurückgenommen.

Am Eugana-Abzchnitt wurde ein italienischer Angriff auf den Monte Carbonite (südöstlich Barco) abgewiesen.

feldes, vor dem Bridentopf von Burtanow, ließ der Gegner 900 Tote und Schwerverwundete zurück. Es ergaben sich hier 3 Fahnen und 870 Mann. Die Gesamtzahl der gestern in Ostgalizien eingebrachten Gefangenen übersteigt 1200. Am Normyn-Bach und am Eyr wiesen österreichisch-ungarische und deutsche Truppen mehrere russische Vorstöße ab.

An der Tiroler Front wurden feindliche Angriffsvorstöße bei Torbole und gegen den Monte Carbonite durch Feuer zum Stehen gebracht. Auf den Hängen nördlich des Tonale-Passes versuchten die Italiener unter Mißbrauch der Genfer Flagge ihre Drohhindernisse auszubauen; sie wurden beschossen.

Am 29. früh hat eine österreichisch-ungarische Patrouille von fünf Zerstörern und Kreuzer „Selgoland“ das französische Unterseeboot „Monge“ versenkt, 2 Offiziere und 15 Mann gefangenengenommen, darauf im Hafen von Burtazzo einen Schlepper und einen Segler durch Geschützfeuer versenkt und das Feuer mehrerer Landbatterien zum Schweigen gebracht. Dabei trafen zwei Zerstörer auf Minen, „Lila“ gesunken, „Triglan“ schwer beschädigt, größter Teil der Mannschaft getötet. „Triglan“ wurde ins Schlepp genommen, mußte jedoch nach einigen Stunden verlinkt werden, da mehrere überlegene feindliche Kreuzer und Zerstörer den Rückzug der ganzen Flottille bedrohten. Die Flottille ist in den Bafschafen zurückgekehrt.

Illustrirte Zeitung

Leipzig, Berlin, Wien, Budapest, New York.

Nr. 3785. 146. Band. Die Illustrirte Zeitung erscheint wöchentlich. Preis vierteljährlich 9 Mk., frei ins Haus 9 Mk. 25 Pf., Preis dieser Nummer 1 Mk. Der Anzeigenpreis beträgt für die einpaltige Nonpareillezeile oder deren Raum 1 Mk. 50 Pf., auf Seiten mit redaktionellem Text 2 Mk. 13. Januar 1916.

Wo unsere verwundeten und erkrankten Krieger Erholung und Genesung finden.

Bad Elster

Glauber Salz, Eisenquellen, Aoffensaure Stahl-, und Moorbäder.

Mild anregendes Gebirgsklima, bequeme Waldspaziergänge.

Blutarmut, Herz-, Magen-, Nervenleiden, Verstopfung, Gicht, Frauenleiden, Rheumatismus, Schias, Lähmungen, Gelenkleiden.

Sanatorium

San.-Rat Dr. P. Köhler

Bef. geeignet zur Nachbehandlung von Krankheiten u. Wunden des Feldzugs.

mit heilgymnastischem (Zander-) Institut und allen sonstigen therapeutischen Einrichtungen bietet jeglichen Komfort. Zahlreiche Gesellschaftsräume, Wandelgänge, ärztl. überwachter Diätetischer Prospekt.

KURHAUS Tannenfeld

für Nerven- u. Gemütskranke

bei Rüdenitz, Sachsen-Altenburg, Linie Glancho-Güßnitz-Gera.

Landschaftlich schöne, isolierte Lage auf einem Höhenrücken inmitten eines 15 ha großen alten Parks. — Warmwasserheizung. — Elektr. Beleuchtung. — Fünf getrennt liegende Villen. — Entziehungskuren. — Gelegenheit zu Beschäftigung. — Das ganze Jahr geöffnet. — Prospekte durch den Besitzer Dr. med. Tecklenburg.

Dr. Nöhrings Sanatorium für Lungenkranke

Neu-Coswig i. Sa. Nur I. Kl. 15 bis 20 Mk. täglich

Heizbare Liegehallen. Glänzende Erfolge d. eig. Beh.-Methode.

Sanatorium Elsterberg

für Herz-, Magen-, Nieren- und Stoffwechselkranke, Nervenkrankheiten, nicht operative Frauenleiden u. Erholungsbedürftige, Lungen- und Geisteskrankheiten ausgeschlossen. Das ganze Jahr geöffnet. Prospekte frei. Dr. R. Römer jr. San.-R. Dr. Römer.

Sanguinal in Pillenform

Anerkannt zur wirksamen prompten Bekämpfung von Blutarmut und Bleichsucht.

Vorzügliches Unterstützungsmittel zur baldigen Genesung unserer verwundeten Krieger. Zu haben in allen Apotheken! Grosspackung m. 100 St. M. 2.20

Man achte streng auf den Namen der Firma Krewel & Co., G. m. b. H., Köln und den geschützten Namen „Sanguinal“

Schnellschnitt-Sägen

sowie alle Arten Kreissägen und Kreismesser für das Bearbeiten von Kriegsmaterial sowie allen sonstigen gewerblichen Zwecken

fabriziert und repariert alle Systeme

Alfred Luscher, Akkumulat.-Fabr., Dresden, Grüne Strasse 116.

Harmoniums, bes. ohne Notenkenntnis 4stimm. spielbar. Illust. Katalog frei. Aloys Maier, Hofl., Fulda.

liefert in hervorragender Qualität und Ausführung

H. Hempfling, Nürnberg

Altste Spezialfabrik von Kreissägen und Kreismessern

Unterricht, Literatur und Sammelwesen.

Trüpers Erziehungsheim Sophienhöhe zu Jena

vor 25 Jahren als erstes Landerziehungsheim oder Waldpädagogium mit Jugendsanatorium gegr. für Knaben und Mädchen jeden Alters, die vorübergehend oder dauernd in Haus oder Schule in Pflege, Erziehung oder Schulbildung Schwierigkeiten bereiten und einer fachkundigen Sonderbehandlung bedürfen. Erziehungsschule mit Reformlehrplan. Kleine Klassen (2 bis 15 Sch.). Familiäre Erziehung auf sittl.-relig. Grundlage. Sachkundige Körperpflege, sorgfältige Ernährung, Luftbad, eigenes heizbares Schwimmbad, Massage, Schwed. Gymnastik, Gebirgswanderungen, Sport, Werkstatt, Garten- und Landarbeit. Gesunde und schöne Lage in großem Park am Wald- und Bergabhang. — Erstklassige Empfehlung.

Pädagogium Neuenheim, Heidelberg. Seit 1895: 312 Einjährige, 198 Primaner. (7./8. Kl.) Einzelbehandlung, Arbeitsstunden. Sport. Spiel. Wandern. Familienheim.

Feine billige Briefmarken! 100 As. Afr. Austr. Mk. 2. 500 verschied. nur Mk. 3. 1000 verschied. nur Mk. 11. 2000 verschied. nur Mk. 40. — **Max Herbst-Markenhause, Hamburg Z.** Große Illustr. Preisliste gratis u. franko.

Briefmarken für Sammler billigst. Preisliste 24 und Briefmarkenzeitung sendet kostenlos **August Marbes in Bremen.**

Efeu in kunstgetriebener Ausführung. Bezug d. Juweliere. Mk. 19. — **W. Preuner, Stuttgart.** Fabrik der Feinporzellan. „Du bist mit mir bin Din“. Mit Wille Deyn Eysen.

Erosin „das neue ideale Nerventonicum“ gegen allgem. Neurasthenie, vorzeitige Schwäche. 50 Tabl. S. 10/13. — 250/15 M. Glanzend beworben. **Dr. E. Komoll, Berlin-Halensee**

F. C. Heinemann • Erfurt 30

Samenkulturen: : Hofl. Sr. Maj. d. Deutschen Kaisers u. Königs v. Preussen.

Als besten Ratgeber für den Einkauf empfehle ich mein reich illustriertes Hauptverzeichnis für 1916, das jederzeit umsonst und portofrei zu haben ist.

Erzeugnisse des Gemüsebaues

sind zum Durchhalten in dieser schweren Zeit notwendig, und deshalb ist es Pflicht für jedermann, in seinem Garten möglichst viel

Gemüsesorten

für den Küchengebrauch auszusäen bzw. auszupflanzen.

Wer hierbei Zeit und Geld sparen will, bestelle sich **Heinemanns Gemüsesamensortiment D zu 5 M.** mit kostenfreier Zugabe des Pflanzungsplanes für jedes Beet.

Wibbert TABLETTE

sind unsern Kriegern im Felde eine hochwillkommene

Wibbert

In Wind und Wetter schützen Wibbert-Tabletten vor Erkältungen und lindern Husten und Katarrh. Als durchlöschendes Mittel leisten sie unschätzbare Dienste. Senden Sie daher Ihren Angehörigen an die Front Wibbert-Tabletten; sie werden mit Jubel begrüßt.

Feldpostbriefe

mit 2 oder 1 Schachtel Wibbert-Tabletten kosten in allen Apotheken u. Drogerien Mk. 2. — oder Mk. 1. —.

Versicherungen mit Einschluß der Kriegsgefahr

übernimmt noch bis auf weiteres die Leipziger Lebensversicherungs-Gesellschaft auf Gegenseitigkeit (Alte Leipziger)

Ohne Extraprämie beim Eintritt

Bequeme Deckung der Kriegsschadenbeiträge aus den künftigen Dividenden oder aus der auch im Kriegssterbefall sofort und voll zahlbaren Versicherungssumme.

ROBERT
FRIEKE

H. BAHLSENS KEKS-FABRIK HANNOVER

A. BATSCHEARI



Die neue CIGARETTE m. Kork

Illustrirte Zeitung

Nr. 3785.

146. Band.



Der Krieg mit Italien: Leuchtrakete in den Dolomiten.

Nach einem Aquarell für die Leipziger „Illustrirte Zeitung“ von dem Kriegsteilnehmer Leutnant d. L. Gerhard Edenberg.

Die neutrale Schweiz im Weltkrieg.

Von Professor Dr. Ferdinand Vetter, Bern.

Vor nun hundert Jahren, am 20. November 1815, nach der zweiten Verbannung Napoleons, ward der Schweizerischen Eidgenossenschaft durch ihren Gesandten, den Genfer Niclet de Rodemont, von den Bevollmächtigten der Staaten Europas, die den Zweiten Pariser Frieden berieten, in einer feierlich unterzeichneten Urkunde die „Anerkennung und Gewährleistung ihrer dauernden Neutralität und der Unverletzlichkeit ihres Gebietes“ zugestanden. Diese künftige völlerrechtliche Stellung der Schweiz entsprache — so begründete der Schweizer Gesandte selbst in der Urkunde die Anerkennung der Schweizerischen Neutralität — „dem wahren Interesse aller europäischen Staaten“.

Vor nun vierhundert Jahren, am 14. September 1515, waren die Eidgenossen, die als Glieder der päpstlich-kaiserlichen Liga das Herzogtum Mailand vor Franz I. hatten schützen wollen, auf dem Schlachtfeld von Marignano der französischen und venezianischen Übermacht erlegen. Die Folge war, daß die Eidgenossenschaft fortin auf die selbständige Teilnahme an der großen Politik verzichtete und diesen Verzicht in dem ewigen Frieden mit Frankreich vom 29. November 1516 Ausdruck gab. Jeder der vertragsschließenden Staaten verpflichtete sich, künftig in allen Kriegen, woran der andere beteiligt wäre, neutral zu bleiben.

Das war der Anfang der Schweizerischen Neutralität gewesen, die dreihundert Jahre später zu Paris der neuerstandenen Schweiz auf ihr Begehren von den europäischen Mächten gewährleistet worden ist.

Dazwischen liegt die Anerkennung der allseitigen Neutralität und völligen staatlichen Unabhängigkeit der Eidgenossenschaft durch den Westfälischen Frieden. Unterm 24. Oktober 1648 ließ sich die Eidgenossenschaft durch ihren Vertreter, den Basler Bettstein, von den zu Münster versammelten Gesandten der kriegführenden Mächte die Erklärung geben, „daß die Stadt Basel und die übrigen Kantone der Helvetier im Besitz so gut wie voller Freiheit und Exemption vom Reiche seien“. Die Schweiz, ein zweien Religionsbekenntnissen und damals schon, wenigstens in ihren Untertanengebieten, mehreren Sprach- und Volksstämmen angehörendes Staatswesen, war der Verwundlung in den großen Krieg nur mit Not entgangen; sie mußte, um solchen Verwundlungen und damit dem Bürgerkrieg und fremder Einmischung gründlich vorzubeugen, sich ihre Unabhängigkeit auch von Deutschen Reiche und von „den Sprüchen und Gerichten dieses Reiches“ zusichern lassen, wie sie sich gegenüber dem andern großen Nachbar schon 1516 die Freiheit gewährt hatte, an Kriegen deselben mit anderen Staaten sich nicht zu beteiligen. Diese Neutralität nach allen Seiten, wie sie der Kleinheit sowie der drückenden Lage und der Zusammenfassung unseres Landes entsprach, aber in der Tat auch im Interesse der beiden durch sie getrennten Nachbarländer lag, war ebensosehr ein erworbenes Recht als eine übernommene Verpflichtung, und diese allseitige und „ewige“ Neutralität war es, die sich die Schweiz im Pariser Frieden von den Vertretern Österreichs, Frankreichs, Großbritanniens, Portugals, Preußens und Russlands bestätigen ließ im Sinne einer auch von seiten dieser Staaten zu übernehmenden Verpflichtung. Die daher ruhrende Verpflichtung Preußens ist seither auf das Deutsche Reich übergegangen; Italien hat 1914 erklärt, daß es sich immer an die in der Neutralitätsurkunde niedergelegten Grundätze gehalten habe und halten werde. In der Schweizerischen Bundesversammlung der beiden Räte (Nationalrat und Ständerat) konnte gleich nach Kriegsbeginn, während die Oberbehörde, der Bundesrat, noch den Text einer auf die Neutralität bezüglichen Note an die kriegführenden Staaten und an die Signatarmächte der Pariser Verträge von 1815 feststellte, der Vorsitzende die Mitteilung machen, daß bereits Frankreich und Deutschland dem Bundesrat erklärt hätten, die Neutralität der Schweiz achten zu wollen. So ist unser Vaterland, soweit dies durch Verträge möglich ist, und solange es selbst die Neutralität beobachtet, auf allen seinen Grenzen vor der Vereinziehung in den gegenwärtigen und in künftige Kriege gesichert. Es hat ja auch tatsächlich als Ganzes seit vier Jahrhunderten nach außen Frieden gehabt, was freilich weder ausschloß, daß es mit anderen Staaten, besonders mit Frankreich, Militärkapitulationen einging und ihnen sehr geschätzte Soldnerheere lieferte, noch daß diese Staaten, wiederum zumelst Frankreich im Dreißigjährigen und in den Napoleonischen Kriegen, in sein Gebiet und in seinen staatlichen Haushalt eindringen und später mit mehr oder weniger Glück abgewehrt werden mußten. Die Neutralität, die Verpflichtung zum „Stillsitzen“ und Vermitteln bei Streitigkeiten anderer, wie er schon in den alten Bündern der Eidgenossen als eine Sicherung des inneren Friedens den neu hinzutretenden Bundesgliedern wie Basel, Schaffhausen (1501) und Appenzell (1513) den älteren gegenüber aufgestellt worden war, ist seit vierhundert und, weiter ausgedehnt, seit hundert Jahren zu einer der Lebensbedingungen unseres Landes geworden. Ihre Erneuerung und Erweiterung im Jahre 1815 erschien geboten durch die Gefahr, die ihr vorhergebrocht hatte, als die Schweizer sich unter den Schutz der gegen Napoleon verbündeten Mächte stellen und für die französische Grenzorte bestellten. Später ist die Schweizerische Neutralität in allen Kriegen, die an ihren Werten toben, unangefast geblieben. Als der dritte Napoleon im Krieg von 1859 das beim Pariser Frieden in die Schweizerische Neutralität einbezogene Norditalien sich durch König Viktor Emanuel verpfändete und durch eine Volksabstimmung abtreten ließ, blieb wenigstens theoretisch der Schweiz das Recht gewahrt, im Kriegsfall das neutralisierte Gebiet zu besetzen. Im Jahre 1871 ward ein über die Schweizer Westgrenze gedängtes französisches Heer von 85.000 Mann auf grund der Neutralität unseres Landes entwaflnet und gefangen genommen. Versuche des Auslandes, aus der selbstgewählten, von den Mächten als wünschenswert anerkannten und gewährleistet Neutralität der Schweiz ein Recht auf Einmischung in deren innere Angelegenheiten abzuleiten, sind von ihr immer zurückgewiesen worden, wobei sie jeweilen

auch bei einzelnen jener Vertragsmächte selbst, namentlich bei England, Unterstützung fand. Als die Eidgenossenschaft anfangs 1848 nach dem Sonderbundskriege statt der bisherigen Bundesverträge eine Bundesverfassung einführen wollte, richteten drei der Garantemächte von 1815 — England war nicht dabei — eine Note nach Bern, die auch der erste Unterzeichner der Neutralitätsakte, Metternich, wieder unterschrieben hatte, und worin der Verzicht auf eine solche Verfassung verlangt ward „kraft derselben Verträge, auf welche sich die eigenen Rechte des Schweizerbundes gründen“. Der erste Bundespräsident der neuen Eidgenossenschaft, Jonas Furrer, wies diesen Eingriff in die Selbständigkeit des Landes zurück und ward dabei durch die europäische Revolution unterstützt, die wenige Wochen später auch Metternich und sein System weglegte. Auch im Jahre 1889, als Deutschland, Österreich und Rußland unter Berufung auf die Neutralitätsurkunde wegen der Verhaftung eines deutschen Polizeispähers in Rheinpfelden Bescherde erhoben, wobei einem Bismarck das Wort von dem „wilden Lande“ Schweiz entfuhr, lehnte der Bundesrat diese Auslegung der Neutralitätserklärung des Landes ab und besetzte den Zwist durch eine selbständige Neuordnung der Fremdenpolizei.

Man muß sich diese Geschichte unserer Neutralität vor Augen halten, man muß sich dazu die Liebe der Schweizer zu ihrer schönen Heimat und zu ihrer jahrhundertlang bewährten und bewahrten republikanischen Freiheit und Selbständigkeit vergegenwärtigen, um es zu verstehen, wie hier unmittelbar nach dem ersten beäbenden Eindruck des Kriegeausbruchs der Einfall Deutschlands in das neutrale Belgien auf die Gemüter wirken mußte. In der deutschen Schweiz war man im allgemeinen geneigt, ihn als eine kriegerische und politische Notwendigkeit gelten zu lassen.

Die französisch sprechende Schweiz, die geistig ebenso eng oder enger mit Frankreich verbunden ist wie die deutsche mit Deutschland, sah in der Eroberung Belgiens und in dem Schicksal mancher seiner Bewohner lebendig eine Schuld Deutschlands, dem man dort auch ohne weiteres die Schuld an dem ganzen Kriege beimaß, gerade als ob Frankreich und England nie an einen solchen Gedanken hätten, und als ob die Hegerei der französischen Patriotenliga, die Einreisungspolitik Ludwigs VII. nicht in jedemmanns Erinnerung wären. Die allgemeine Stimmung war in der Westschweiz, der Stammverwandtschaft gemäß, französischfeindlich, wie sie aus politischen Gründen 1870, wenigstens nach Sedan, in der ganzen Schweiz vorherrschend gewesen war: der große Teil unseres Volkes sah damals in einem Siege des republikanisch gewordenen Frankreichs mehr Gewähr für seine Sicherheit als in einem Übergewicht Deutschlands und insbesondere Preußens, dem man seit der Zeit der deutschen Rüstklinge des badischen Aufstandes und der diplomatischen Noten der vierziger und fünfziger Jahre für unsere demokratische Schweiz allerlei Schlimmes zutraute. Für die Waadtländer insbesondere kam dazumal wie heute die Erinnerung an die von der französischen Revolution ausgegangene Befreiung ihres Landes von der Oberherrschaft Berns hinzu, für die liberalen Neuenburger der Gegensatz zu dem einstigen Landesherren Preußen, das freilich 1857 gegenüber der Vermittlung Napoleons III. und der Entschlossenheit der ehemaligen Untertanen sowie der ganzen Schweiz große Nachgiebigkeit gezeigt hatte. An beiden Orten sowie in Genf, Basel-Freiburg, Unterwalden und dem welschen Berner Jura war und ist es Johann das Gespens der Germanisation, das, von welsch-schweizerischen und französischen Zeitungen, von politischen Strebern und von „Gesellschaftlichen zur Verbreitung der französischen Sprache“ fleißig an die Wand gemalt, auf den harmlosen Bürger stets seine schredende Wirkung tut und ihn nach Schutz und Rückhalt für seine vermeintlich gefährdete Mutter-sprache und „lateinische“ Kultur sich umsehen läßt. Der Kampf gegen deutsche Schulen, deutsche Ortsnamen, deutsche Eisenbahnbeamte an Orten, wo die deutsche Sprache die weitaus vorherrschende ist, und in Verwaltungen, deren Behörden sich grundsätzlich der strengsten sprachlichen Unparteilichkeit befleißigen, ist für diese Gespensfurcht bezeichnend und nicht weniger der Haß, der uns gelegentlich von Welschschweizern gegeben wird, unsere Mundarten auf Kosten des Hochdeutschen mehr zu pflegen, während sie selbst die ihrigen beinahe ganz aufgegeben haben. Das Schweizerdeutsche ist, bei allen seinen Verdiensten und Vorzügen, an der Sprachgrenze gegenüber der hochgebildeten und weitverbreiteten französischen Schriftsprache auf die Länge im Nachteil und räumt ihr, wo es als Vorposten eingeordnet ist, doch sehr oft in der folgenden Generation das Feld. Der Eifer für die heimische Sprache und Kultur ist freilich bei einer Minderheit, wie die französischen Schweizer sie in der Eidgenossenschaft darstellen, sehr vorzüglich und könnte sogar uns deutschen Schweizern, die wir nach deutscher Art für das Fremde oft nur zu empfänglich und rücksichtsvoll sind, zum Vorbild dienen; aber er tritt oft allzu anspruchsvoll auf und wird gegenüber deutscher Art unbillig und unbulksam. So konnten z. B. vor nun dreizehn Jahren einige Zeitungsschreiber aus der Westschweiz die in einer deutschen Festversammlung der deutschen Schweiz gefallene Bezeichnung der deutschen Schweiz als einer geistigen deutschen Provinz benehnen, um einen Teil der Berner Studenten zu einer Kundgebung zu veranlassen und einen Teil der Bürger in eine Aufregung zu versetzen, die mehr als nötig und für unsern Ruf gut war, die Öffentlichkeit beschäftigte.

Bei solchen politischen und sprachlichen Zuständen fanden denn auch vor und während der Kriegszeit die gegen Deutschland gerichteten Äußerungen, die einseitigen Kriegsberichte französischer und englischer Blätter in der romanischen Westschweiz — und, teilweise aus denselben Gründen, in den italienischen Landesteilen — allzu leichten Eingang. Man war überzeugt von den kriegerischen Absichten Wilhelms II.; man glaubte willig alle Märchen und Übertreibungen von Gewalttaten der Deutschen im

Kriege; man entrüstete sich, daß der ruhigere deutsche Bruder über den Einfall in Belgien sich nicht genug zu entrüsten schien, und entrüstete sich nun doppelt und dreifach: für ihn und über ihn und über Deutschland. Als reichsdeutsche Professoren sich, allerdings in der erregten Sprache verletzten Volksgefühls und empörter Wahrheitsliebe, an die Neutralen wandten, um Verunglimpfungen und Übertreibungen der Feinde zurückzuweisen, machten die welschen Zeitungen der Schweiz den Federkrieg der französischen getreulich mit, die jene ehrliche und vertrauensvolle Anrufung eines parteilosen Richters als Zudringlichkeit zurückwiesen. Das Bedauern, das etwa in der deutschen Schweiz über schmerzliche Begleitererscheinungen des Krieges, wie Zerstörung von Städten und Kunstwerken, ausgesprochen ward, um in der Welt, und namentlich bei den unfreiwilligen Urhebern dieser Unfälle, für einen künftigen zwischenstaatlichen Denkmalschutz im Kriege Freunde zu werben, ward von welsch-schweizerischen Zeitungen als Unflage der deutschen Kriegführung und des deutschen Geistes ausgelegt. In einer größtenteils welschen Stadt, wo man den Zubräng zu den vorbeifahrenden französischen Gefangenenzügen etwas beschränkt hatte, kam es zu einem lärmenden Aufzug „mit der Fahne und der Nationalhymne eines fremden Volkes“; in den großen Wirtschaftsfällen der französischen Schweiz konnte man das belgische Nachelied „Sambre et Meuse“ zur Orchestermusik hundertstimmig singen und stürmisch seine Wiederholung verlangen hören. In Genf und Lausanne wurden deutsche Übersetzungen französischer Schmähschriften auf Deutschland gedruckt und massenhaft verbreitet; illustrierte Zeitschriften brachten aufreizende Kriegsbilder, zum Beispiel angebliche photographische Aufnahmen von den zusammenstürzenden Türmen der Kathedrale von Reims, die beinahe heute noch, wenn auch schwer beschädigt, aufrecht stehen.

Die höchste schweizerische Staatsbehörde, der Bundesrat, dem für den Krieg von der Bundesversammlung weitgehende Vollmachten erteilt worden waren, sah sich wiederholt veranlaßt, die Wahrung der Neutralität in der Öffentlichkeit und in der Presse als dringende Pflicht den Bürgern mahnend und strafend einzuprägen: Verwarnungen und Einstellungen — bei uns sonst seit langem unbekannte Dinge — ergingen gegen verschiedene welsche, auch gegen einzelne deutsche Blätter des Landes. Ein Vortrag über deutsche Greuel in Belgien, den ein welscher Schweizer in welschen Städten halten wollte, ward kurzerhand als aufreizend verboten; ein Komitee, aus Franzosen und Schweizern bestehend, das ebenfalls durch Vorträge das „lien franco-romand“ verstärken wollte, mußte seine Tätigkeit einstellen. Die deutsche Schweiz hielt sich im ganzen, ihrem Volkscharakter gemäß, weit gefeßter und blieb mehr in den Schranken, die den Neutralen in der öffentlichen Meinungsäußerung gezogen sind. Einseitig französischfeindliche Äußerungen, wie das Buch von G. W. Zimmerli („Durch Frankreich und Deutschland während des Krieges“), der unter andern, deutscher als die besten Deutschen, den von den Kunstfreunden veranstalteten „Kulturummel von Reims“ lächerlich machen wollte, blieben vereinzelt. Die Hege gegen den vorher vielleicht allzu hoch erhobenen Soble und gegen Jacques-Dalcroze, die eine etwas zu eilige und zu kräftige Einsprache von Berufsgenossen gegen die Zerstörung von Kunstwerten mit ihrem Namen zu unterstützen für Pflicht gehalten, haben in der Schweiz auch die eifrigsten Freunde Deutschlands nicht mitgemacht, so sehr sie dort, bei einem kriegführenden Volke, verständlich war. Die Zurückweisung, die ein verdienter Schweizer Staatsmann, Leo Weber, dem Lasterbuch eines Deutschen, „L'accuse“, erteilt, ist durchaus maßvoll gehalten und spricht deshalb nur um so überzeugender für das gute Recht Deutschlands.

Nun ward man sich aber doch nach und nach sowohl in der deutschen als in der welschen Schweiz der Gefahr bewußt, die für das eigene Land in den so verschiednen gerichteten Zu- und Abneigungen seiner Bürger lag. Während die reiche Mannschaft zur Gut der Grenze am Rhein, im Jura und im Tessin lag und von überall, namentlich auch aus dem entlegenen und früher vielfach politisch zerrissenen und gefährdeten italienischen Landesteil, die schönsten Eindrücke gut schweizerischer Gesinnung empfing und mit heimbrachte, schienen die Schweizer zu Hause von Woche zu Woche mehr auseinanderzutommen. Freiwillige Liebestätigkeit führte sie zuerst wieder zusammen. Die Bemühungen für den Austausch von Kriegsgefangenen, für die Heimführung der im fremden Lande zurückgehaltenen Zivilpersonen, für die Vermittlung von brieflichen Verbindungen zwischen getrennten Familienangehörigen wurden in schönem Eifer von beiden Lagern gefördert und unterstützt. Von der Westschweiz aus ward eine „Vereinigung für Aufrechterhaltung des Völlerrechts“ angeregt, die vor allem eine unparteiische Feststellung der geschehenen Tatsachen durch neutrale Berichterstatter erreichen wollte und von der deutschen Schweiz insbesondere als Unfall zu gemeinsamer Arbeit mit den welschen Eidgenossen begrüßt und unterstützt ward. Eine kurz vor dem Kriege gegründete politische Vereinigung von Schweizern aller Kantone, die sich nach den verdienten Vorläufern der Schweizerischen Einheitsbestrebungen der ersten Revolutionszeit die Neue Helvetische Gesellschaft nannte, suchte durch persönliche Verührung und Aussprache zwischen deutschen und welschen Schweizern, durch Verbreitung von Schriften und Veranstaltung von Vorträgen in den verschiedenen Landesteilen auch ihrerseits zur Ausgleichung der Gegensätze beizutragen. In dieser Beziehung wirkte auch der durch die Helvetische Gesellschaft veranstaltete Vortrag Karl Spittlers über den Standpunkt der Schweiz im Kriege bei uns wohlthätig, wenn der Redner auch in dem Streben, die Welschen zu gewinnen, die für ihn selbstverständliche deutsche Gesinnung mehr in der Kritik als in der Zustimmung äußerte und als Dichter seine Urteile in Bilder und Gleichnisse kleidete, die von dem um sein Völkchen kämpfenden Deutschland als beleidigender Hohn



Von der dritten Stongschlacht: Der von den österreichisch-ungarischen Truppen glänzend abgegeschlagene Sturm italienischer Besagierter auf Sant Martino am Monte Son Michele am Abend des 28. Oktober 1915. Nach einer Zeichnung des auf dem italienischen Kriegsschauplatz einfallenden Gendarmes des Venziger „Illustrirten Zeitung“ Adolf G. Böhring. — Auf dem Schlachtfeld blieben über 1200 tote Soldaten liegen.

eines müßigen Zuschauers empfunden wurden. Desto mehr ward der große Schöpfer des „Olympischen Frühlings“, der sich in den rückichtslosen Drang, die übernommene Aufgabe nach seiner Überzeugung bestens auszuführen, selbstlos um viel erworbene Verehrung und zugeachtete Auszeichnung in Deutschland gebracht hatte, dafür nun in der welschen Schweiz gefeiert, die seinen siebzigsten Geburtstag am 24. April mit großen Ehrenbezeugungen beging.

Einen Zusammenfluß der geistigen Kräfte des ganzen Schweizervolkes beabsichtigte auch eine Vereinigung der schweizerischen Hochschullehrer, die in regelmäßigem Verkehr und in gemeinsamen Veröffentlichungen den vaterländischen Gedanken stärken möchte. Die „geistige Unabhängigkeit“, die sie zu diesem Zwecke auf ihre Fahne schriebe, soll freilich nicht eine beschränkte Absonderung von deutscher oder romanischer Wissenschaft oder gar von den nichtschweizerischen Kollegen bedeuten, wie sie leicht mißverstanden werden könnte und worden ist. Man will ja nicht — wenigstens in der deutschen Schweiz sicher nicht — einen Graben gegen das Ausland hin ziehen, wenn man auch gern den Graben, der zwischen den verschiedenen Landesteilen sich aufgetan hatte, ausfüllen möchte. Wir leben daher auch den Namen, den jetzt unsere welschen Eidgenossen unserer deutschen Schweiz zu geben anfangen: „Suisse allemannique“ statt „Suisse allemande“, entschieden ab; wir müßten ihren Landesteil sonst auch, statt „französische“ oder (wie sie sich lieber, aber gegenüber Tessin und Valais-Graubünden unzutreffend, nennen hören) „romanische Schweiz“ (Suisse romande), künftig „burgundische Schweiz“ heißen. Wir wollen nicht bloß allemannische, sondern deutsche Schweizer sein und bleiben und froh sein, daß wir nicht, wie unser kriegsführendes Nachbarvolk im Westen mit seinem „Débochons le théâtre!“ tun zu müssen glaubt, mit unsern eigenen geistigen Wesen, dem germanischen Wesen, brechen müssen. Das Schicksal der germanischen Welt aber, hat man mit Recht gesagt, trägt jetzt Deutschland auf den Bajonetten seiner Soldaten; ihm müssen wir, bei allen Vorbehalten, die wir als Republikaner gegen das frühere und jetzige Deutschland machen, und bei aller Anerkennung auch des französischen Nachbarn, mindestens die Gleichberechtigung in der Welt wünschen, die er auch für uns heute so tapfer verteidigt, und die ihm Frankreich im Bunde mit Rußland, dem Tsarinnen Reichthums und Völkerns, freitig machen will.

Auch zwischenstaatliche Vereinigungen wurden während des Krieges von der Schweiz aus angebahnt. Dem geschickten und ruhigen Schriftleiter der „Menschheit“ in Lausanne gelang es, während an der Berner Klause und am Jongo die ersten italienischen Kanonen donnerten, in Bern einen Kongreß für den Schutz bedrohter Interessen der Menschheit zusammenzubringen, der wenigstens durch die gleichzeitige Teilnahme deutscher, österreichischer, französischer, italienischer und russischer Vertreter in dieser Zeit eine bemerkenswerte Erscheinung bildete. Ein vom Niederländischen Antidrolog-Maad und seinen schweizerischen Gefinnungsgenossen angeregter großer Kongreß für das Studium der Grundlagen eines dauerhaften Völkerfriedens hat zahlreiche Zusagen verantwortlicher und gewichtiger Persönlichkeiten in Politik und Wissenschaft aus aller Welt erhalten. Er gedenkt im Frühjahr zusammenzutreten und vertritt mit den bereits angesagten Referaten — über Volksabstimmung bei Gebietsveränderungen, über internationale Gerichtsbarkeit und Exekution, über Verminderung der Rüstungen, über Freiheit der Meere, der

Religionsübung, der heimischen Sprache, über Unzulässigkeit geheimer Verträge usw. — eine Rundgebung der Völker zu werden, die auch die Diplomaten beim Friedensschluß nicht werden überhören können.

So sucht die Schweiz mit Rat und Tat, durch vermittelnde, heilende und verjüngende Tätigkeit den Frieden im Innern zu wahren und in wahrhaft neutraler Weise zum Frieden der Welt beizutragen, um sich damit des Friedens von außen würdig zu machen, der ihr bis jetzt erhalten geblieben ist. Die Opfer, die sie dabei bringen muß, sind, wenn auch mit denen der kriegsführenden

langer, Beruf und Verdienst schädigender Waffenindustrie. Alle diese Opfer sind nicht, wie bei den Kriegsführenden, erleichtert und gradeelt durch die heilige Ergebung der Kämpfenden oder durch die Aussicht, daß der Sieg schließlich das Land durch Rückerstattung der Kriegskosten oder durch Gebietszuwachs entschädigen werde; ein solcher würde unter den heutigen Verhältnissen für die Schweiz nur eine Gefahr und, wenn sie nicht freier Wunsch der Betroffenen wäre, eine Verleugnung ihrer demokratischen Grundsätze bedeuten. Viele Schäden und Einbußen sind lauter Dankopfer für die bisherige glückliche Verschönerung, Verschönerungsprämien auf künftigen gedeihlichen Fortbestand und auf weitere Teilnahme an den Kulturgütern der wieder befriedeten Welt. Mag die welsche Schweiz diese Güter auch fürderhin bei den romanischen Stammesgenossen suchen, die deutsche dankbar empfangend und bescheiden gebend wie bisher an dem großen und reichen deutschen Geistesleben teilnehmen: wenn nur beide Teile das Gefühl für den Wert unsrer politischen Selbstständigkeit bei sich recht lebendig erhalten, so wird in solcher Teilnahme keine Gefahr, wohl aber ein großer Gewinn für sie und vielleicht auch für die ganze romanische und die ganze germanische Stammes- und Kulturgemeinschaft liegen, der sie angehören und auch künftig angehören sollen.

Kriegschronik.

(Fortf. v. d. 2. Umschlageite.)

31. Dezember 1915.

Nach erfolgreicher Sprengung wurde den Engländern nordwestlich von Sullach ein vorgerückter Graben entzissen. Zwei Maschinenabwehr und einige Gefangene fielen in unsere Hand. Ein feindlicher Flugzeugangriff auf Stenide richtete in der Stadt erheblichen Gebäudeschaden an, besonders hat das Kloster vom Heiligen Herzen gelitten.

Das Vorgelände der Styrpa-Front war zwischen Bucacz und Wianowczyn auch gestern der Schauplatz wiederholter, mit starken Kräften geführter russischer Angriffe. Übermorgens brachen, wie an den Vortagen, die feindlichen Sturmkolonnen unter dem Feuer der tapferen Truppen der Armee Planger-Baltin zusammen.

Die Verluste, die die Russen in den vergangenen Tagen auf den ostgalizischen Gefechtsfeldern erlitten, übersteigen überall das gewöhnliche Maß. So lagen gestern an der Styrpa vor einem Kompanieabschnitt 161, vor einem anderen 325 russische Leichen. Am Kommandobach und Styr wurden abermals mehrere russische Vorstöße abgewiesen.

In Südtirol wurden zwei Alpinbataillone, die die t. u. t. Stellungen südöstlich von Tobole zweimal angriffen, abgewiesen. An der Adriant-Front nahm die feindliche schwere Artillerie den Ort Wolfsbach (südöstlich Malborgeth) unter Feuer.

Nach den neuesten Feststellungen beträgt der Schaden, der in Ostpreußen durch den Einfall der Russen entstanden ist, über drei Milliarden Mark. Laut amtlicher englischer Bekanntmachung sank gestern in Havre der englische Panzerkreuzer „Matal“ infolge einer Explosion im Innern. Von der Besatzung wurden 400 Mann gerettet. Der Panzerkreuzer „Matal“ wurde im Jahre 1905 gebaut, war 13750 t groß und hatte 704 Mann Besatzung. Seine Besetzung bestand aus sechs 23,4-cm-, vier 19-cm- und vierundzwanzig 4,7-cm-Geschützen sowie drei Torpedorohren für 45-falbrigen Torpedo.

Die Konsuln des Deutschen Reiches, von Österreich-Ungarn, der Türkei und Bulgarien in Saloniki sind verhaftet und an Bord des französischen Großlinienschiffes „Batrie“ gebracht worden. Griechenland hat gegen diese Verhaftung als eine Verletzung seiner Souveränitätsrechte protestiert.

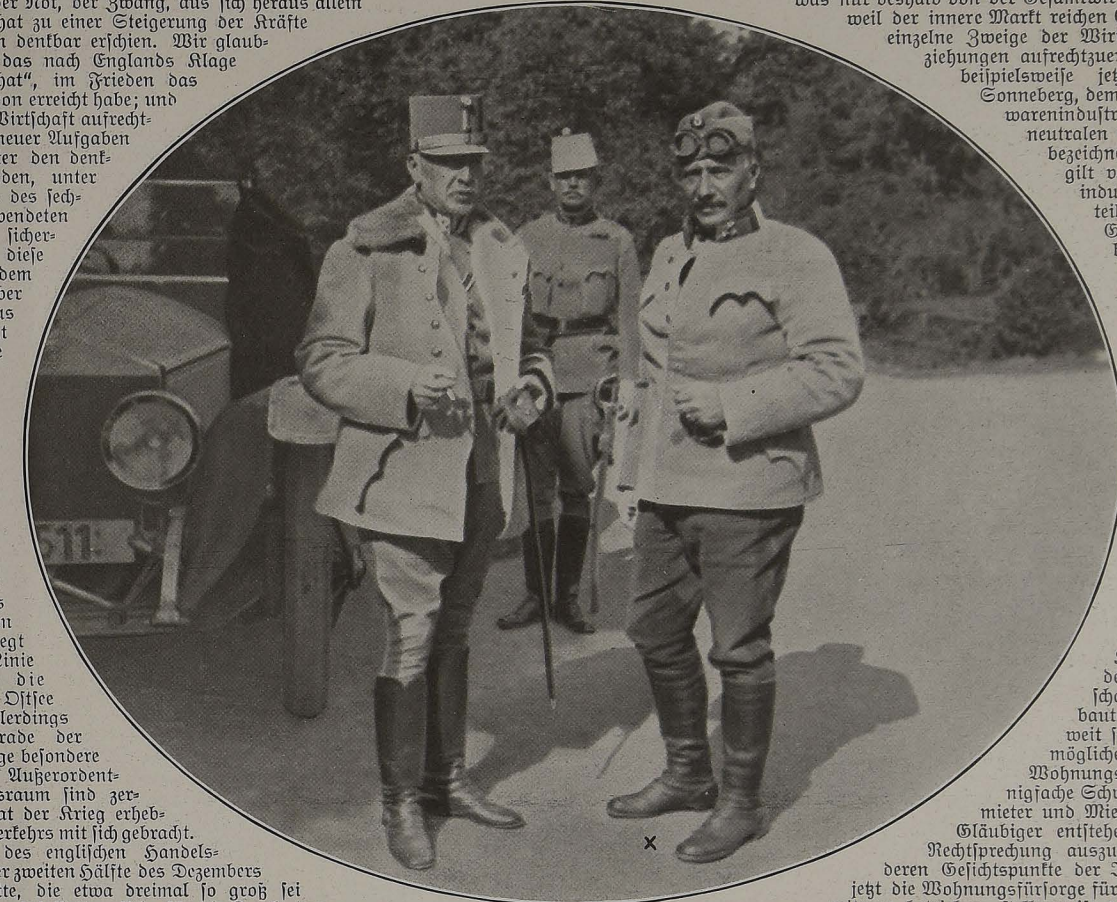
Die deutsche Volkswirtschaft im Jahre 1915. / Von Prof. Dr. Wngodzinski (Bonn).

Unterhalb Jahre trägt die deutsche Volkswirtschaft nummehr die Belastungsprobe des Krieges, und noch ist nirgendwo eine ernsthafte Störung zu spüren. Im Gegenteil, die Zeit der Not, der Zwang, aus sich heraus allein das Höchste zu leisten, hat zu einer Steigerung der Kräfte geführt, die vorher kaum denkbar erschien. Wir glauben, daß unser Land, das nach Englands Klage „die Arbeit erfunden hat“, im Frieden das höchste Maß der Produktion erreicht habe; und nun sehen wir, daß die Wirtschaft aufrecht erhalten, ja zur Lösung neuer Aufgaben herangezogen wird, unter den denkbar erschwerten Umständen, unter Ausschaltung wenigstens des sechsten Teils der sonst verwendeten Arbeitskräfte. Es wird sicherlich nicht möglich sein, diese Hochspannung auch nach dem Frieden festzuhalten; aber lernen werden wir daraus für unsere Friedensarbeit nicht wenig. Das schönste Zeichen dafür, wieviel deutscher Fleiß geschaffen hat, ist wohl die Tatsache, daß die staatlichen Munitionsfabriken ihren Arbeitern dieses Jahr die Weihnachtstfeiertage freigegeben konnten. — Selbstverständlich aber ist es, daß nicht alle Erwerbszweige in gleicher Art und Weise das ungeheure Ereignis des Krieges zu überleben vermögen. Ganz lahmgelegt ist natürlich in erster Linie die Schifffahrt über die Weltmeere; nur die Ostsee ist offen geblieben. Allerdings blühen andererseits gerade der Schifffahrt nach dem Kriege besondere Verdienstmöglichkeiten. Außerordentliche Mengen an Schiffsraum sind zerstört; aber auch sonst hat der Krieg erhebliche Störungen des Seeverkehrs mit sich gebracht. Nach einer Mitteilung des englischen Handelsministers Runciman in der zweiten Hälfte des Dezembers ist eine riesenhafte Flotte, die etwa dreimal so groß sei als die ganze deutsche Handelsflotte, allein für die Zwecke der Marine und des Seeres tätig; gleichzeitig wird ein großer Teil der englischen Handelsflotte für die Zufuhr von Rohstoffen zur Herstellung von Munition gebraucht. Ganz abgesehen von der Störung, die dadurch die englische Volkswirtschaft selbst erleidet, selbst die Kohlenausfuhr ist gehemmt — führt diese Behinderung der beiden größten Welttrachtführer zu Aufstauungen von Gütermassen in Übersee, die der Handelsflotte im Frieden reichen Gewinn versprechen. Daß nicht die Neutralen als Trachtführer während des Krieges eintreten, dafür sorgt

Englands Seewillfür. — Aber den Umfang der Ausfuhr aus Deutschland erfahren wir aus bekannten Gründen nichts. Sie ist natürlich sehr zusammengeschrumpft, was nur deshalb von der Gesamtwirtschaft wenig empfunden wird, weil der innere Markt reichen Ersatz bietet. Immerhin haben einzelne Zweige der Wirtschaft auch ausländische Beziehungen aufrechtzuerhalten vermocht; so berichtet beispielsweise jetzt die Handelskammer von Sonneberg, dem Zentrum der deutschen Spielwarenindustrie, daß der Absatz nach den neutralen Staaten als sehr befriedigend bezeichnet werden könne. Ähnliches gilt von der Porzellanindustrie. Der Stahlwerksverband teilt in seinem Bericht für das Geschäftsjahr vom 1. Juli 1914 bis 30. Juni 1915 mit, daß von seinem Gesamtabsatz, der 55,41 Prozent des Absatzes im Vorjahr betrug, 19 Prozent auf den Auslandsabsatz entfiel; Versuche des feindlichen Auslandes, deutsches Halbzeug zu erhalten, wurden im deutschen Interesse abgelehnt. Eine Aufrechterhaltung des Absatzes nach den neutralen Ausland liegt übrigens auch im Interesse unserer Goldwährung, abgesehen davon, daß ein völliges Abreißen der Verbindung die Wiederanrufung in Friedenszeiten erschweren würde.

Am schwersten wird der Krieg vom Baugewerbe und den ihm angegliederten Wirtschaftszweigen empfunden. Neubauten sind fast ganz eingestellt, soweit sie Wohnzwecken dienen, was möglicherweise nach dem Kriege zu einer Wohnungsnot führen wird. Man nimmte Schwierigkeiten, die zwischen Vermieter und Mieter, Hypothekenschuldner und Gläubiger entstehen, suchen Gesetzgebung und Rechtsprechung auszugleichen. Unter dem besonderen Gesichtspunkte der Invalidenfürsorge wird schon jetzt die Wohnungsfürsorge für Kriegsinvaliden und Kriegswitwen betrieben, stellenweise unter dem Gesichtspunkte der Umsiedelung.

Außer dem Baugewerbe zeigt auch noch das Webstoffgewerbe Schwierigkeiten, die teils von dem Materialmangel, der zu einer gelegentlichen Einschränkung der Produktion führte, teils von dem Rückgang der Heeresaufträge herrühren. Im übrigen kann das Reichsstatistikblatt in seinem Dezemberheft mitteilen, daß der Beschäftigungszustand der Industrie im November sich in den meisten Erwerbszweigen reger erweilte als im gleichen Monat des Vorjahres, und zwar im allgemeinen als befriedigend.



Armeegruppenkommandant General der Kavallerie Karl Baron Planger-Baltin (× rechts) und Feldmarschalleutnant Emerich Hadfy v. Hódos.



Erzherzog-Thronfolger Karl Franz Joseph (×) im Gespräch mit dem General der Kavallerie v. Böhm-Ermolli (××).

Zu der an dem tapferen Widerstand der österreichisch-ungarischen Truppen gescheiterten russischen Offensive in Ostgalizien in der ersten Januarwoche 1916.

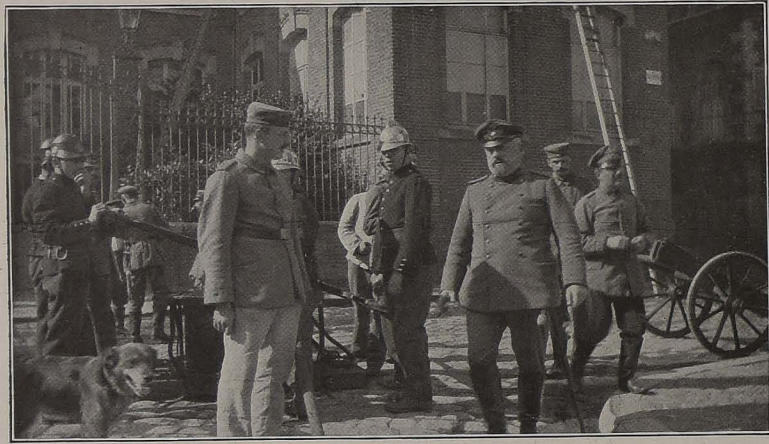
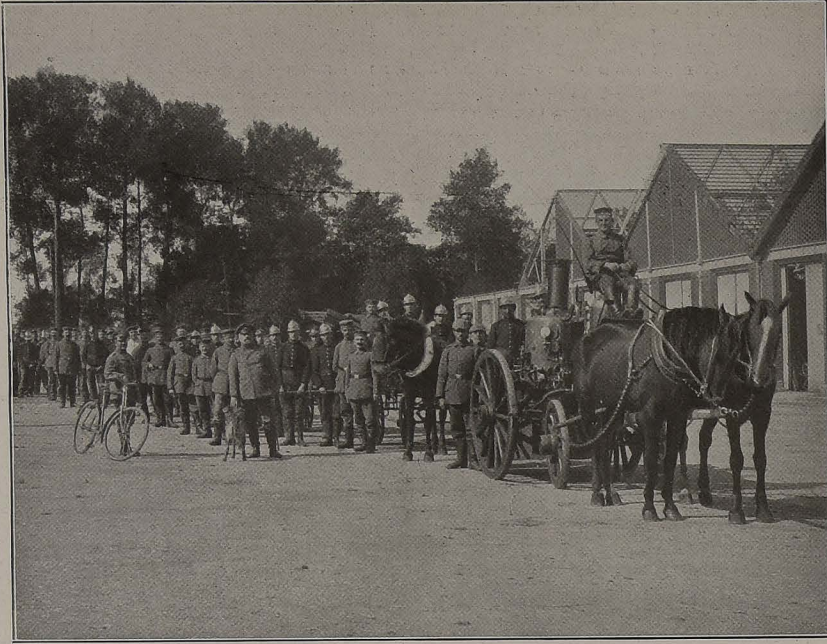


Der Krieg mit Italien: Transport von Liebesgaben für die österreichisch-ungarischen Truppen in den hochalpinen Stellungen. (Post, 28.12.1915, Wölfer, Bozen.)

Staaten nicht zu vergleichen, für unser wenig fruchtbares und vom Meere abgeschnittenes Land drückend und mannigfaltig genug: Feuerung, Etodung von Handel und Wandel, schwere Kosten für das Truppenaufgebot — bis Ende Oktober 1915 100, seither monatlich 20 Millionen Franken —, die durch eine vom Volke willig beschlossene Kriegssteuer, durch verschiedene Monopole, durch Aufschub der so nötigen Unfallversicherung der Arbeiter, gedeckt werden müssen. Die wirtschaftliche Abhängigkeit, in der ein kleines und an Bodenschätzen armes Land naturgemäß vom Auslande steht, und die sich auch in künftigen Friedenszeiten, wo man die Lehren des Krieges sicher wird beherzigen wollen, nie ganz wird heben lassen, drückt schwer auf alle Stände; auch die Überfremdung der Schweiz zeigt sich jetzt im Krieg, wo ihr so viele ausländische Arbeitskräfte entzogen sind, als ein Uebel, dem man längst hätte abhelfen sollen. Dazu kommt für unsere Wehrmänner und ihre Familien ein



Vom westlichen Kriegsschauplatz: Munitionszufuhr während des Feuergefechts. Nach dem Leben gezeichnet von dem Sonderzeichner der Leipziger „Illustrierten Zeitung“ Fritz Grottemeyer.



Deutsche Ordnung in Feindesland: Die von der deutschen Verwaltung geschaffene Feuerwehr in La Fere (Nordfrankreich).

Die Leute mit den Feuerwehrhelmen sind französische Einwohner der Stadt. Sie zeigen sich sehr willig und leben mit den deutschen Soldaten in bestem Einvernehmen.

für die Hauptindustrien der Kriegswirtschaft als gut und recht gut zu bezeichnen sei. Einzelne Industrien wie die Lederindustrie erzielten geradezu glänzende Ergebnisse. Die Tatsache der hohen Gewinne in einzelnen Gewerbezweigen wie auch die Materialknappheit führten zur Gründung einer ganzen Reihe von „Kriegswirtschaftsgesellschaften“, die zumeist den Charakter einer sogenannten gemischtwirtschaftlichen Unternehmung zeigen, teilweise auch als halböffentliche Einrichtungen durchgebildet sind. Sie haben zumeist die Aufgabe der Ermittlung, Beschaffung, Verteilung, auch Verwendung von Material, unter entsprechendem Einfluß auf die Preisgestaltung. Unvermeidlich ist es, daß diese ganz neue Aufgabe nicht überall zur ungeteilten Zufriedenheit aller Interessenten reiflos gelöst wird, und auch schwerere Irrtümer laufen wohl unter. Im ganzen aber hat sich dieser „Kriegssozialismus“ wohl bewährt. Irgendwelche Schlüsse auf die zukünftige Wirtschaftsgestaltung nach dem Frieden aus diesen Erfolgen zu ziehen, wie es hier und da geschieht, ist freilich nicht angebracht, da im Frieden sowohl die Voraussetzung (die Inflationsbewegung) wie der Grund (das „Durchhalten“ mit den vorhandenen Stoffen) für einen so tiefen Eingriff in das Wirtschaftsleben fehlt. Eine völlige Ausschaltung des privaten Gewinnstrebens ist natürlich auch während des Krieges weder möglich noch auch nur erwünscht; nur eine übermäßige Bereicherung einzelner auf Kosten der Volksgesamtheit erregt lebhaften Widerspruch. Die „Kriegsgewinne“ sind denn auch bald der Gegenstand steuerlichen Interesses gewesen; man wollte wenigstens nachträglich einen Teil des Gewinnes zurücknehmen, der durch bloße Ausnutzung der Kriegskonjunktur ohne entsprechende eigene Arbeit eingekassiert war. In der Praxis stellten sich diesem Gedanken, sofern es sich nicht um reinen

Zwischenhandelsgewinnhandelte, beträchtliche Schwierigkeiten entgegen: der Wert der Arbeit, die gestiegenen Selbstkosten, die Risikoprämie sind in vielen Fällen äußerst schwer zu ermitteln oder zu schätzen. So erfuhr der ursprüngliche Gedanke eine gewisse Umbiegung; nach der

wird sich auch kaum vermeiden lassen; daneben bleibt aber doch der Wunsch nach einer besonderen Erfassung der Kriegsgewinne im engeren Sinne lebendig.

Die Eigentümlichkeit dieses Krieges hat übrigens zu einer gewissen Verschiebung der Einkommensverhältnisse geführt. Am schwersten betroffen ist sicher das Handwerk sowie einzelne freie Berufe; auch wohl hier und da ein industrielles Unternehmen. Die letzteren haben jedoch in der ganz überwiegenden Masse aller Fälle eine geradezu erstaunliche Anpassungsfähigkeit bewiesen; der Krieg selbst stellte eine solche Fülle wirtschaftlicher Aufgaben, daß die deutsche Volkswirtschaft als Ganzes mindestens wohl die gleichen Einnahmen hat wie im Frieden. Das wird gerade dadurch möglich gemacht, ja erzwungen, wodurch uns unsere Feinde verderben wollten: durch den wirtschaftlichen Abschluß vom Weltmarkt. Wir sind einfach gezwungen, das herzustellen, was wir vom Auslande früher bezogen, und so bleiben die Aufträge im Lande. Selbst solche Stoffe, die als ein Monopol anderer Länder erschienen, stellt deutscher Erfindergeist und deutsche Wirtschaftsenergie nun selbst her; das Haberische Verfahren zur Gewinnung des Stickstoffs aus der Luft, die Synthese des Kautschuks sind zwei Beispiele dafür.

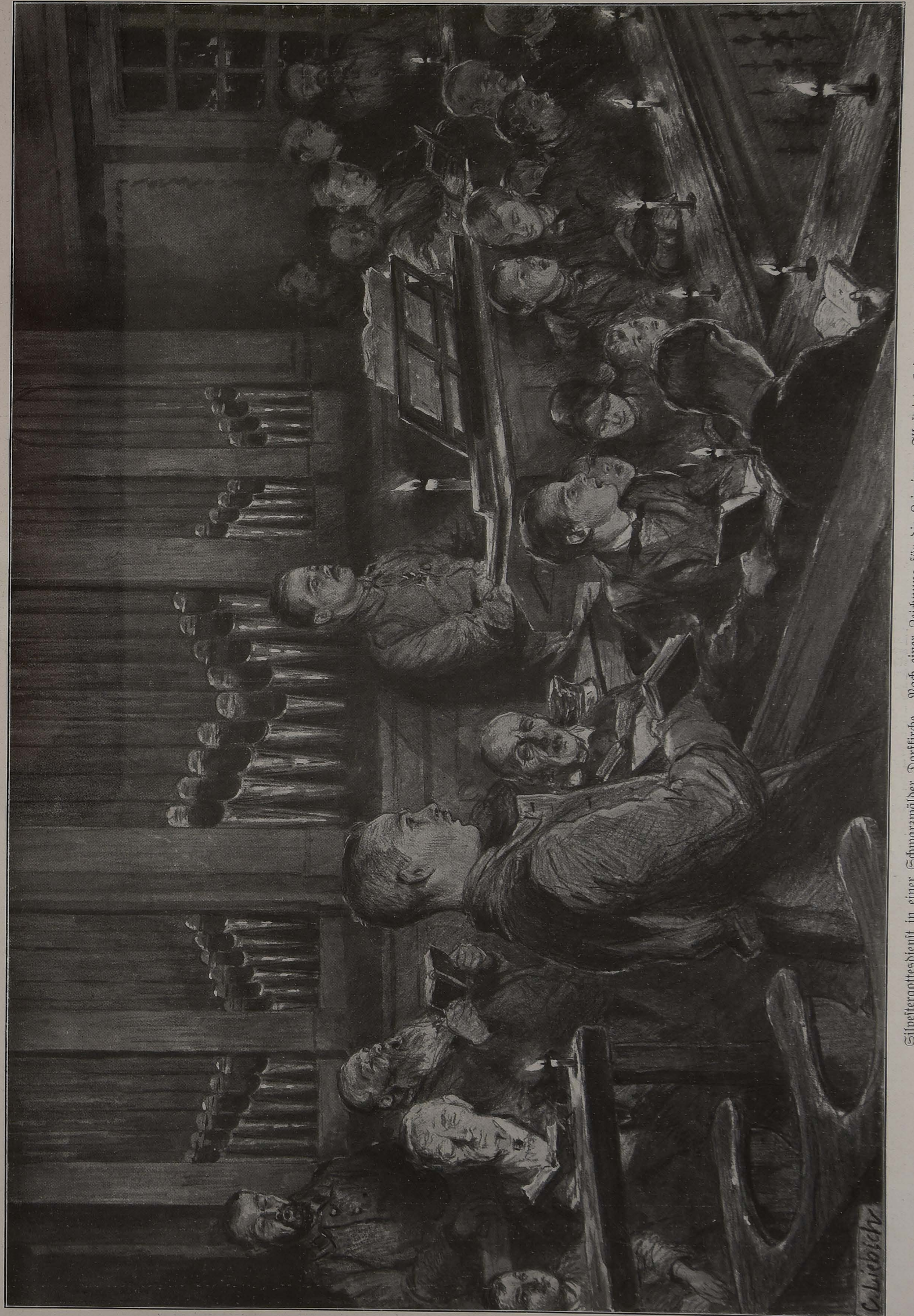
Unter diesen Umständen ist die Lage der Industriearbeiter und -arbeiterinnen bei weitem besser, als man annehmen konnte. Nach der Arbeitslosenstatistik der Arbeiterverbände betrug die Arbeitslosigkeit ihrer Mitglieder im November nur 2,5 Proz. gegen 8,2 Proz. im November 1914 und 3,1 Proz. im November des letzten Friedensjahres 1913. Diese harte Arbeitsnachfrage, die sich naturgemäß mit der Einberufung immer weiterer Menschenmassen zur Fahne nach steigern muß, führt zu einer entsprechenden Lohngestaltung. Die



Zur Eröffnung der direkten Eisenbahnverbindung Berlin-Konstantinopel am 15. Januar 1916: Ein Wagen des Balkanzugs.

Begründung des gegen Jahresende vom Reichstage angenommenen Gesetzes über vorbereitende Maßnahmen zur Besteuerung der Kriegsgewinne sollen nicht nur die Kriegskonjunkturgewinne, sondern jeder Vermögenszuwachs (außer durch Erbschaft) während des Krieges erfaßt werden. Das

gegen 8,2 Proz. im November 1914 und 3,1 Proz. im November des letzten Friedensjahres 1913. Diese harte Arbeitsnachfrage, die sich naturgemäß mit der Einberufung immer weiterer Menschenmassen zur Fahne nach steigern muß, führt zu einer entsprechenden Lohngestaltung. Die



Silbtergottesdienst in einer Schwarzwalder Dorfkirche. Nach einer Zeichnung für die Leipziger „Illustrirte Zeitung“ von Curt Liebich.

Lebenshaltung der arbeitenden Klassen ist nach allen Anzeichen während des Krieges durchaus nicht schlechter als vorher, eher besser; sie haben nur unter denselben bekannten Schwierigkeiten der Lebensmittelerzeugung zu leiden wie auch die wohlhabenden Klassen. Aufrechtzuerhalten war die Arbeit aber nur durch eine weitgehende Heranziehung von sonst gar nicht oder doch nur im geringen Grade sich betätigenden Schichten; auf dem Lande Kinder und Greise, durchweg Frauen. Die Frauennarbeit ist in alle möglichen Gebiete eingedrungen; darunter solche, von denen man annahm, daß sie der Frau durch die Art der Arbeit selbst verschlossen seien, wie der Maschinenbau. Es wird nach dem Kriege zu den schwierigsten Problemen gehören, diese Frauennarbeit in einem gewissen Umfange „abzubauen“, ohne neue schwere Störungen hervor-zurufen.

Preissteigerung und Knappheit vieler Lebensbedürfnisse sind unvermeidliche Begleiterscheinungen dieses Krieges; es ist die ständige Bemühung der Regierung, durch entsprechende Preis- und Versorgungspolitik die unlegbaren Schwierigkeiten zu mindern. Die Brotfrage, d. h. die Kontingentierung des Verbrauchs, hat sich bewährt und mancherlei Nachfolge gefunden. Wenn gegen Ende des Jahres eine fühlbare Fettknappheit (Milch, Butter) eintrat, die Folge des Mangels an Futtermitteln, so ist das zwar eine Unbequemlichkeit, nicht aber der Anfang der von England so heiß ersehnten Hungerringen. Die Stiftung des „Eisernen Tores“ nach dem Orient ist auch in dieser Beziehung ein Erfolg, wenn auch die Forderungen Humanitäts, des hauptsächlich für Brot- und Futtergetreide in Betracht kommenden Lieferanten, vorläufig noch als wucherisch zu bezeichnen sind. Entscheidend ist, daß, wie der Bericht des Reichshausaltamtschuldes für Ernährungstragen in den letzten Tagen des Jahres feststellen konnte, um der wirtschaftlichen Lage Deutschlands halber der Krieg nicht einen Tag eher beendet zu werden braucht, als die militärische und politische Lage einen vollen Sieg verbirgt.

Die über Erwarten günstige Lage der deutschen Volkswirtschaft findet ihren besten Ausdruck in den finanziellen Verhältnissen. Wie der Volks-reichtum im ganzen sich stellt, vermögen wir natürlich nicht zu sagen; doch haben wir einige Zahlen, die deutlich genug sprechen. Nach der Statistik des deutschen Sparcassenverbandes haben die elf Monate von Januar bis November stetige Überschüsse der Einlagen über die Rückforderungen aufzuweisen; der Gesamtüberschuss seit Jahresbeginn belief sich auf den außer-ordentlich hohen Betrag von 2281 Mill. M. Ähnlich erfreuliche Zahlen weisen auch die städtischen und ländlichen Genossenschaften auf, wobei allerdings zu berücksichtigen ist, daß die aus der Landwirtschaft flammenden Summen größtenteils Kapital sind, das durch die Pflanzerequisition und die aus Winter-mittelmangel notwendig gewordene Abstoßung von Vieh flüssig geworden ist.

Außerst zufriedenstellend ist die Lage der Reichsbank. Der Goldbestand, der zu Kriegsausbruch (31. Juli 1914) 1253 Mill. M betrug, ist ständig gewachsen, auf 2093 am 31. Dezember 1914 und 2441 am 23. Dezember 1915; dabei ist zu berücksichtigen, daß wahr-scheinlich nicht unbeträchtliche Summen Gold als Zahlungsmittel ins Ausland gegangen sind, wenn auch dieser Abfluß aus den erwähnten Gründen bei uns sehr viel geringer war als bei den Gegnern. Der Noten-umlauf stieg von 5046 am 31. Dezember 1914 auf 6270 Millionen am 23. Dezember 1915; der Bedarf an Zahlungsmitteln wuchs naturgemäß mit dem Umfang der von uns belegten Landesteile. Die Goldbedeckung der Noten ist durch-aus gut. Der Bestand an Darlehensfasseisen ist wie bisher verhältnis-mäßig recht gering; am 23. Dezember waren 1519 Millionen ausgegeben, von 460 Millionen außer Verkehr, weit im Besitz der Reichsbank, waren. Das gegen sich jetzt an eng-lischen Currency Notes 2 Milliarden M im Um-lauf, bei einer Deckung von nur 28,5 Prozent.

Der allerbeste Beweis aber für Deutschlands wirtschaftliche Stärke ist der Riesenerfolg der zweiten und dritten Kriegsanleihe. Es be-trugen bei den drei An-leihen (September 1914, März und September 1915) Ausgabebetrags Zahl der Zeichner Betrag 97,5 1177235 446 Milliarden 98,5 2691060 9,06 „ 99 3551746 12,10 „ Die Verzinsung war stets die gleiche, 5 Prozent, während

das stolze England von 3,5 (bei einem Kurse von 95) auf 5 Prozent (bei Paritäts) steigen mußte, ja die englisch-französische Anleihe in Amerika mußte sogar 5 Prozent bei einem Kurse von nur 96 zahlen. Die gegen Schluß des Jahres zu einem Kurse von 88 ausgegebene 5prozentige



Das Hindenburg-Ludendorff-Haus in Lützen (Ostpreußen).

Das Haus, in dem Generalfeldmarschall v. Hindenburg acht Monate gewohnt hat, wurde von der Stadt Lützen angekauft, um in ein Museum umgewandelt zu werden.

französische „Siegesanleihe“ hat statt des erhofften Betrages von 20 Milliarden Franken in bar nur 4 1/2 Milliarden erbracht. Bis zum 22. Dezember waren von der dritten deutschen Kriegsanleihe 75 Prozent der Einzahlungen fällig; in Wirklichkeit waren bis dahin aber schon 91 4/5 Prozent gleich 11 111,9 Mill. M gezahlt, wovon nur 781 Mil-lionen durch Darlehen der Darlehnskassen beschafft waren.

Verluste an Menschenleben und Werten der Krieg für Europa bedeutet. Die wirtschaftliche und kulturelle Vormachtstellung Europas wird in Frage gestellt, wenn unsere Feinde nicht endlich die Vergeltlichkeit ihres Ringens einsehen. Den Vorteil werden Amerika und Japan haben. Betrug doch der Ausfuhrüberschuß der Vereinigten Staaten vom Januar bis November 1915 nicht weniger als 1571 Mill. Dollars, gegen 201 und 649 Millionen in den gleichen Monaten der Jahre 1914 und 1913, während durch die japanische Baumwollindustrie sich jetzt schon Man-chester und Moskau bedroht fühlen. In dem Bewußtsein, daß wir den Krieg nicht gewollt haben, und daß von allen kriegsführenden Staaten sich unsere wirtschaftliche Rüstung, wie die mili-tärische, als die stärkste erwiesen hat, werden wir als Vorkämpfer europäischer Kultur den Kampf zu Ende führen.

Kriegschronik.

1. Januar 1916. (Fortsetzung von S. 44.)

Die Schlacht in Ostgalizien dauert unver-mindert heftig an. Das Schwerkriegsgerät der Kämpfe lag auch gestern auf der Front an der mittleren und unteren Strypa. Im Raume nordöstlich von Buczacj trafen kurz nach Mittag die russischen Artilleriemassen in Tätigkeit, deren Feuer bis in die Abendstunden währte. Dann ging der Feind zum Angriff über. Seine Kolonnen drangen in zahlreichen Angriffswellen stellenweise vier- bis fünfmal an die Drahtgitterlinie vor, brachen aber immer und überall unter der ver-heerenden Wirkung des österreichisch-ungarischen Feuers zusammen. In der Nacht zog sich der Gegner, Hunderte von Toten und Schwerver-wundeten liegend, in seine 600 bis 1000 Schritt entfernte Ausgangsstellung zurück.

Auch die Angriffe, die die Russen bei Jaslowiec südlich von Buczacj und nächst Ujeleto am Tisze unternehmen, erlitten das gleiche Schicksal wie die an der mittleren Strypa. Die Stellungen der Armeen des Generals Graen v. Bothmer an der oberen Strypa und der Seeresgruppe Böhm-Ermolli an der Tisza landeten unter Artilleriefeuer. Bei der Arme des Erz-herzogs Joseph Ferdinand wurde ein russisches Bataillon zertrümmert, das südlich von Berestianj vorzustoßen versuchte. Am Strypa nordöstlich von Gajtorisch überfielen deutsche und öster-reichisch-ungarische Truppen mit Erfolg die feindlichen Vorposten. Bei Kolobza westlich von Ra-salowa wurde ein Angriff abgelenkt.

Gestern beschloß die italienische schwere Artillerie neuerdings die Orte Malborghet und Wolf-bach. In der Neujahrsnacht unterliegt sie ein besonders lebhaftes Feuer gegen den Col di Lana.

Bei Spet wurden neuerlich vier von den Serben vergrabene Geschütze eingebracht.

Der Postdampfer „Persia“ der „Peninsular and Oriental“-Linie ist am 30. Dezember auf der Fahrt nach Bombay versenkt worden. Die Mehrzahl der Passagiere und Besatzung sind umgekommen. Vier Boote vermochten das Schiff zu verlassen.

2. Januar 1916.

In der Nacht zum 1. Januar wurden Ver-suche stärkerer englischer Abteilungen, in unsere Stellung bei Frelinghien (nordöstlich von Almen-tières) einzudringen, ver-eitelt. Nordwestlich von Hulluch besetzten unsere Truppen nach erfolgreicher Sprengung der Trichter. Bei der Eroberung eines feindlichen Grabens südlich des Hartmannswiller-keimes fielen über 200 Ge-fangene in unsere Hände.

Die Offensivtöne gegen die begrabene Front der Armees Planzer-Balken wurde von den Russen wieder aufgenommen. Sie führten am Neujahrstag, nachdem sie in der Nacht und am Vormittag wiederholt zurückgewiesen wor-den waren, um 1 Uhr nach-mittags gegen die Ver-schanzungen bei Toporow einen neuerlichen starken Angriff aus, der von den tapferen Verteidigern im Handgemenge abgelenkt wurde. Zwei Stun-den später drangen im gleichen Raume sechs russische Regimenter vor, die zum größten Teil aber-mals geworfen wurden; nur in einem Bataillonsabschnitt ist der Kampf noch nicht abgeschlossen. Die Verluste des Gegners

sind außerordentlich groß. Auch die Strypa-Front nordöstlich von Buczacj griff der Feind am Neujahr-s morgen an. Der Angriff mißlang ebenso wie ein rus-sischer Vorstoß auf eine Schanze nordöstlich von Burtanow. Die Zahl der seit einer Woche in Ostgalizien eingebrachten Gefangenen reicht an 3000 heran.



Vom östlichen Kriegsschauplatz: Mit Holz beladene Panje-Fuhrwerke auf einer russischen Landstraße.

Weltwende. Der Roman eines Volkes.

Von Karl Hans Strobl.

(15. Fortsetzung.)

Eines Abends klopfte der Schuster und einstige Chorsänger Fridolin Zangerl an Matthias Supps Tür.

Frau Frieda schaute durch das runde Guckloch, und als sie draußen einen aufgeschwemmten Menschen in zerlumpter, verwahrloster Kleidung schwanken sah und zugleich einen scharfen Dunst von Fusel verspürte, fragte sie weiter nicht nach seinem Begehren, sondern ließ das Messingblech gleich wieder über den Ausschnitt fallen. Der Schuster schaute die ungastliche Türe eine Weile mit glasigen Augen an, tappte dann unsicher nach dem Drücker der Klingel und machte sich noch einmal bemerkbar.

Worauf Frau Frieda das Klappfenster hinter dem Gitter öffnete und ihn anfuhr, was er denn wolle, und er solle sehen, daß er fortkomme.

Ob er nicht Herrn Supp sprechen könne, fragte der Trunkene, indem er sich am Türpfosten anhielt. Nein, der sei nicht daheim, und er hätte wohl auch nichts mit ihm zu schaffen.

Aber jetzt sei Christus gekommen, lallte der Mensch, die Schreibmaschine sei durch das Schwert verdrängt, und die Warmwasserleitung sei nicht mehr das Höchste, sondern die Posaune und das Granatenfeuer, und wenn einer Gott suche, so solle er das wissen. Der Antichrist sei ent-wichen, Gott in die Welt getreten . . .

Ja, ja, und sie werde es ihrem Manne schon ausrichten, sagte Frau Frieda, um den Lästigen loszuwerden, und er könne beruhigt gehen.

Sie hörte, wie er schwer über die Stiegen torkelte und tappte, und wie sein Murren unten entschwand.

Der Schuster trat auf die Straße, drehte den speckigen Hut in der Hand und stülpte ihn auf, indem er brummte: „Strich drunter.“

Und er zog im Zickzack seinen Weg, sehr zum Mißvergnügen der Begegnenden, von einigen Kindern verfolgt, indem er unablässig wiederholte: „Strich drunter! Strich drunter!“

Er schwankte dem Rosentale zu, das seine Baumwipfel schwer und dunkel vor den grasgrünen Abendhimmel stellte.

Nun war der Krieg da, und wie fand er ihn?

Wenn Fridolin Zangerl betrunken war, so stand es so um ihn, daß sein Kopf immer noch ein wenig Ordnung hielt, wenn ihm der Körper auch den Dienst versagte.

Er setzte sich auf einen Rasenrain zwischen Gärten und wälzte seine schweren und alkoholgesättigten Gedanken.

Seit fünf Tagen hatte er kein Dach über sich gehabt als den Himmel und die taufelichten Gebüsche des Rosentales, in denen er sich verkroch wie ein Tier.

Sein Weib und der Kerl hatten ihn hinausgeprügelt. Ja der, der Anstreichergeselle, der Kerl, der war jung und bei Kraft — oh der, die Faust hatte er ihm ins Gesicht gesetzt, und dann hatten sie ihn hinausgeworfen. Und wo war Fridolins Stärke? Wie Simsons Stärke war sie von ihm genommen, und einst war ihm ein Klavier nicht zu schwer gewesen, er hatte es getragen, allein, wenn der Kapellmeister auf der Probe es anderswo zu haben wünschte.

Schon lange hatte er es gewußt, daß sein Weib und der Kerl zusammenhielten. Elend, Qual und Schmach und Schwäche, daß er es so lange geduldet hatte. Und die Nachbarn? Wem gaben die recht . . . ? War er nicht ein Säuer, und konnte man es dem Weibe verargen, daß sie ihn hinausprügelte, als den räudigen Hund, der er war?

Was war sein Leben gewesen? Eine Höhlenfahrt und Höllenfahrt, aus einer Spelunke in die andere, mit ein wenig Licht von oben her, aus Büchern und der Erinnerung an den Glanz der Bühne, von der er sich heruntergerissen hatte.

Weinend saß er an dem Rasenrain, bis ein Schutzmann kam und ihn wegwieß. Ja — wie einen Hund. Man prügelte ihn fort, überall. Der Krieg war gekommen, der herrliche, aufrüttelnde Krieg, und er war nichts als ein Stück gehemmte Verwesung, ein noch lebendes Aas, kraftlos, unnütz. Das Herz! Das Herz! Es zuckte noch und zappelte und erschlaffte dann wie ein leerer Beutel, und wenn man nur ein wenig Schnaps auf-gab, dann torkelte es wieder ein Stück weiter.

Und alles, was gesund und jung und kraftvoll war, zog in den Krieg. Es rauschte etwas dunkel vor ihm dahin, Wasser trieb unter einer Brücke fort, mit in dunkle Felder gepflanzten Schaumbüscheln. Fridolin Zangerl betrachtete von der Brücke aus, wie das vor sich ging. Ganz langsam zögerte es heran, an Schilf und Schlamm, in dem Frösche quakten, und an tief eintauchenden Zweigen hin, ganz langsam wurde die Flut von einem geheimnisvollen Drange erfasst, sich zu rühren, und in immer heftigerem Schwall stieß sie vorwärts, bis sie sich schäumend und mit triumphierendem Brausen über das Wehr warf.

Was ist Wille? dachte Fridolin Zangerl. Sicher glaubt jeder Tropfen dieser dunklen Flut, daß er sich über das Wehr hinabwerfen will.

Eine Schar von Kindern zog über die Brücke. Sie kamen wohl aus den naheliegenden Schrebergärten. Knaben und Mädels gingen Hand in Hand, viele von ihnen trugen bunte Papierlaternen, die warfen helle Farben auf die Kindergesichter, zwei erwachsene Mädchen kamen hinterher. Die kleine Bande trabte an Fridolin Zangerl vorbei, auf festen, lustigen Beinchen, und sie sangen: „Lieb Vaterland, magst ruhig sein“, mit hellen, hohen Stimmen, von denen sich die dunkleren der Erwachsenen satt und dunkel abhoben. Da war auch drüben der Schutzmann wieder vor die Laterne getreten, um scharf nach Fridolin herüberzuschauen.

Fridolin Zangerl ging gelassen über die Brücke, tat, als wolle er den Weg längs des Ufers einschlagen, schob sich aber, kaum außer dem Seh-

bereich des Schutzmannes, zwischen zwei Büschen ins Verbotene. Er ging dem leisen Rauschen zu, das vor ihm in der Nacht hing, und stand bald, die grünen Laubvorhänge zurückschlagend, am Ufer des Flusses.

Das gegenüberliegende Ufer war leer, die Bilder der Laternen hingen leise zitternd, manchmal von Schaumbüscheln gestört, im schwarzen Wasser. Weiter oben ging eine weiße leichte Brücke über die Flut, die Dunkelheiten der beiden Ufer durch eine kurze Helle verbindend.

Fridolin dachte an den Krieg und an die vielen Leute, die der fraß.

Dann begann er seine Kleider abzuwerfen, den zerlumpten Rock, die Weste, den Kragen; er zog auch die Schuhe aus und stellte sie neben die sorgsam geordneten Kleider. So sollte man wenigstens sehen, daß er nicht als ein Wüstling und Verzweifelter aus der Welt gegangen war, sondern als einer, der weiß, wie es um ihn steht, und der seinen ordent-lichen Geschäftsabschluß gemacht hat.

Dann stieg er in den Schlamm und empfand das Gefühl unangenehm, so ganz ins Weiche zu treten. Aber er mußte bis fast in die Mitte des Flusses gehen, ehe er den Boden unter den Füßen verlor. Seltsam, daß ich noch ganz nüchtern geworden bin, dachte er noch, als er sich in dem schwarzen, überleuchtenden Wasser sinken ließ.

Als Matthias Supp am nächsten Morgen zur Bank ging — zum letzten-mal vor seinem Einrücken — da sah er an der bewußten Stelle zwischen Parkweg und Flußufer über dem Wehr, wo der Tod seine Ernten anzu-schwemmen pflegte, wieder einen Leichnam liegen. Gesicht und Körper waren von einer Pferdedecke verhüllt, nur ein Paar wachsgelber, grob-knochiger, nackter Füße sahen unter dem unteren Saume der Kotze vor.

Kinder standen im Halbkreis herum, der Schutzmann wartete mit auf den Rücken gelegten Händen auf die Ankunft des Leichenwagens.

Matthias Supp war Landwehrmann.

Manchmal in diesen Tagen, wenn er morgens erwachte, lächelte er über einen tollen Traum. Es war beglückend, zu denken, daß man aus dem wildesten Traumgeranke nur zur Helle des Bewußtseins zurückzukehren brauche, um von Spuk und Nachtgespenstern erlöst zu sein.

Seine Gewissensbisse hatten eine neue Form angenommen, sie spiegelten das ungeheuerliche Zerrbild eines Krieges, das Phantom der Verwüstung in seinen Schlaf hinein. Mit der Wiederkehr wacher Gedanken war das Zerrbild machtlos, verblieb das Phantom vor der einfachen Frage, wer denn dieses Krieges sich unterfangen wollte.

Aber gleich die nächste Stufe der Erhellung brachte ihm die Gewißheit, daß das gräßliche Phantom auf dem Throne des Tages saß, daß dieses Zerrbild die Wahrheit wiedergab. Jede Stunde hämmerte es ihm ins Bewußtsein . . . Krieg, Krieg, Krieg. Jede Straßenecke brüllte es aus, jeder Straßen- oder Kraftwagen raste mit einem besonderen kriegerischen Tone durch die Menge, jeder Mensch, der mit einem kleinen Koffer zur Bahn ging oder von dort kam, sagte in Haltung und Mienen: Ich muß auch in den Krieg.

In der Bank merkte es Matthias an dem Ansturm auf die Kassen, an den außergewöhnlichen Maßregeln hinter den Kulissen, an diesem plan-vollen Aufschließen aller Deckungen. Wie wunderbar war dieses seit Jahren vorbereitete System von Rüstungen, an dem er selbst mitgearbeitet hatte, ohne je anders zu meinen, als daß sie eine bis ins Äußerste getriebene Vorsicht seien! Ein ins Feinste verzweigtes Netz von Kanälen war über den ganzen Geldmarkt gezogen, verband die großen Anstalten miteinander, und die zur rechten Zeit gezogenen Schleusen ließen den ganzen Reich-tum der Natur lebendig werden und seine Bewegung verdoppelt und ver-dreifacht dahinströmen. Diese große Ruhe und Sicherheit beschwichtigte denn auch den Geldschrecken, so daß er nicht länger dauerte als ein paar Tage und alles nach geringem Schwanken ins Gleis gebracht war. Zu-versicht und Vertrauen waren rasch wiederhergestellt, und nach kurzer Zeit kamen selbst jene, die es am ärgsten und ängstlichsten getrieben hatten, und brachten das Geld, das sie nicht rasch genug hatten haben können, lächelnd und ein wenig beschämt zurück.

Dessenungeachtet blieb dieser Krieg ein ungeheuerliches Wüten der Menschheit gegen sich selbst, und seine Urheber, als die man immer klarer die kalten Rechner jenseits des Kanales erkannte, hatten einen Fluch auf sich geladen, der erst erlosch, wenn alles Leben dieses Planeten im Eise erstickt war.

Für Matthias selbst wurde dieser Krieg ein Wunder und eine Gnade. Nur im Dunkel des Erwachens, im Wirwar des Einzuges der Tagesgedanken erschien er ihm noch als eine nachtgeborene Qual seines Ge-wissens. Was für die Völker ein verbrecherischer Irrsinn blieb, eine teuflische Burleske von Dämonen, ihm selbst war es fast eine glückliche Fügung. Er fühlte wieder Gott und fand sich unmittelbarer als je unter seine große Hand gestellt.

Empörung über das sinnlose Wüten der Völker gegen sein deutsches Volk und eine ergebene Dankbarkeit über sein eigenes Schicksal waren so auf das wunderbarste gemischt.

Auch in diesem Zwiespalt fand sich Frau Frieda ebensowenig zurecht wie in allen früheren Absonderlichkeiten ihres Mannes.

Während sie jammernd und mit den Schrecknissen aller Möglichkeiten des Krieges vor Augen Vorbereitungen für den Feldzug traf und zusammenrug, was sie nur an guten und nützlichen Dingen für einen Krieger erdenken konnte, fand sie ihren Gatten von Tag zu Tag heiterer und gelassener werden.



Sie verstehe ihn nicht, sagte sie, daß er so ruhig sei. Und wenn Matthias meinte, er sei gar nicht so ruhig, wie sie meine, und er habe gar nicht geglaubt, daß ihn eine allgemeine Angelegenheit so tief innerlich erregen könne, so entgegnete sie, darin erweise sich wieder, wie wenig ihm an Frau und Kindern gelegen sei; ihr sei das Allgemeine auch wichtig genug, aber gewiß weniger wichtig, als daß er gesund und glücklich wiederkehre.

Nun trug Matthias Supp schon die feldgraue Uniform, nahm an Übungen teil und wachte an Bahnübergängen und bei der Luftschiffhalle. Und je härter der Dienst sein stubenhöckerisch zusammengesessenes Knochengerüst mitnahm, desto freier und leichter schwang sich seine Seele aus dem Gehäuse.

Das wurde nun für Frau Frieda immer rätselhafter, und als der bevorstehende Abschied ihn vollends gar nicht niederdrückte, sondern ihm die allerletzten Schatten auszutreiben schien, da war es ihr ganz und gar unfaßbar bis zum Weinen.

Sie machten einen Abendspaziergang auf den Feldern. Noch mühte man sich auf den mächtigen Breiten um die Ernte. Und als Ersatz für die vielen Tausende von Händen, die der Arbeit entzogen waren, griffen viele Tausende anderer Hände zu, als freiwillige Helfer, damit das Vaterland den Segen seiner Scholle bergen könne.

Der Tag war sehr heiß gewesen, noch zitterte die Glut über den Stoppeln und verqualmte langsam im grauroten Abendlicht. Kinder waren nach der mühevollen Arbeit noch ins Spielen geraten . . . kletterten wie Eichhörnchen an den Rädern und Holmen der Leiterwagen, auf die ernsthaftere Helfer die Garben hinaufschoben. Der schöne Schwung dieses Hebens und Schwenkens glich in etwas der Bewegung des Säemannes und auch der des Schnitters, so daß Matthias Supp das Hauptsächlichste dieses ganzen Ablaufes von Wachstum und Ernte in diesem kurzen, weichen Halbrund gelassen entströmender Kraft beschlossen fand.

Matthias Supp ging als ein rechter Landwehrmann mit seinem Weib am Arm und seinen beiden Kindern an der freien Hand.

Frau Frieda aber sagte auf einmal, ganz aus ihren angstvollen und schmerzlichen Kriegsgedanken heraus, sie sehe es ihm wohl an, daß er ganz zufrieden sei, loszukommen. Die Jahre über habe er irgendwelche Kümernisse herumgetragen und unheimliche Dinge in sich verbissen, an denen er ihr den Anteil verweigert habe. Aber jetzt atme er förmlich auf und wachse ins Gerade, und da müsse sie doch endlich dahinterkommen, woran er eigentlich die ganze Zeit über so schwer getragen habe.

Helles Jauchzen sprang über die Stoppeln daher. Halbwüchsiges Volk hatte einen großen Schober erklettert, und nun ging es von der Höhe mit einem lustigen Rutschen über die goldglänzenden Schütten. Man sah, wie diese vielen Stunden Luft und brennender Sonnenschein das städtische Blut belebt und erfrischt hatten, daß es aus tausend Bedencklichkeiten ins Heiter-Harmlose gewandelt war.

„Nein,“ sagte Matthias, „Liebste, was denkst du? Schließlich — es ist doch keine Kleinigkeit . . . ein Gang ins Ungewisse von euch fort.“

Der Junge sprang dem Vater vor die Füße. „Vater, ich will auch beim Ernten helfen“, bat er. Matthias streichelte den lieben blonden Kopf. Da sei er doch noch zu klein dazu, und es sei auch nicht alles so lustig wie das Rutschen über die Getreideschütten.

Frau Frieda aber hing noch immer fest an ihrem Argwohn. Da nütze kein Reden, und nun sei sie ihrer Sache gewiß. Mein Gott, und sie sei ja am Ende wirklich keine Frau für einen Künstler wie Matthias. Der hätte sich nicht ein so hausbackenes Ding nehmen dürfen, sondern eine Frau mit einem lebhaften Geiste, die an seinem ganzen Wesen und Trachten hätte innigeren Anteil nehmen können als sie. Aber er hätte sie ja gründlich genug angesehen und gewußt, was er an ihr bekäme.

Auf dem schmalen Feldwege zwischen den abgeernteten Breiten kamen sie an einem dicken Herrn vorbei, der unfern in den Stoppeln auf einer Garbe kniete und sie zusammenzuschüren suchte. Matthias kannte den Herrn, es war ein Kunde seiner Bank und konnte vor dem Schalter sonst nicht hochmütig und vornehm genug tun. Nun schund er sich da in der Abend-schwüle, mit aufgestülpten Hemdärmeln, das Gesicht von Schweiß über-ronnen, stieß die vom Staub grau überkrusteten Fäuste immer wieder in die Halme, daß sie endlich zurechtkämen. Er fauchte und schnaufte wie eine kleine Feldmaschine, die goldene Uhrkette baumelte verzweifelt gegen seinen Bauch.

Es war seltsam genug, daß Matthias die Anklage seiner Frau gar nicht als etwas Trennendes und Schweres empfand, sondern wie eine lange vermißte Liebkosung. Und ohne auf diese liebe Torheit einzugehen, sagte er, indem er in das umschattete Land hinaussah: „Was ich mir zum Vorwurf machen muß, ist dieses: daß ich mein Eigenes über das Ganze stelle. Manchmal ist es mir, als hätten Menschen wie ich dieses Strafgericht herabgezogen, das nun auch über Schuldlose niederbricht.“

Das war nun wieder durchaus dunkel und verwirrt, und Frau Frieda schrieb es zu dem vielen anderen, das sie nicht erfassen konnte, weil sie für ihren Gatten nicht klug genug war.

Landwehrmänner kamen Matthias entgegen, und jeder von ihnen führte seinen ganzen Herzensbesitz spazieren gleich ihm; sie nickten einander zu, als seien sie durch Jahrzehnte gute Bekannte.

Die ganze Welt roch nach Sonne und Brot.

Als Frau Frieda mit den Kindern vom Bahnhof kam, halb blind von Tränen und im Ohr immer noch die letzten wehen Rufe und das Schluchzen der Scheidenden und einen markerschütternden Trutzgesang, der den Schmerz übertäuben sollte, da fand sie auf dem Spiegeltisch einen Brief.

Er trug auf dem Umschlag die Aufschrift „An mein geliebtes Weib“ und war von Matthias offenbar im letzten Augenblick vor dem Verlassen der Wohnung für sie zurechtgelegt worden.

So enthielt er wohl das, was Matthias in einem Teil der letzten Nacht niedergeschrieben hatte, seine Abschiedsbotschaft an sie.

„Das Wort will mir nur schwer von der Zunge, ich bin ein schlechter Sprecher, und je tiefer etwas in mir sitzt, desto mühsamer findet es seinen Weg. Auch will mir scheinen, daß innige Gemeinschaft der Menschen in allen, auch den belanglosen Stunden ihres Seins eher ein Hemmnis der Aussprache ist als eine Förderung. Die kleinen Dinge, die wir voneinander wissen, verstellen den großen den Weg. So denke ich mir: vielleicht wird mir's leichter, wenn ich mir künstlich einen Abstand von Dir schaffe, da ich nun im Begriffe stehe, Dir zu sagen, was ich die Jahre über getragen habe, dadurch einen Abstand, daß ich mein Bekenntnis diesem Papier anvertraue, das Du erst finden sollst, wenn ich schon fort bin.“

Du hast so vieles unerklärlich gefunden, was ich tat, und ich brachte es nicht über mich, Dir die ganze stürmische Verwicklung, die schweren Bagnisse meiner Seele zu entdecken.

Hier hast Du nun mein Herz.

Du weißt, daß ich fromm erzogen wurde; meine Familie hielt streng auf Befolgung aller äußeren religiösen Pflichten, aber darüber vergaß sie nicht, daß es noch wichtiger sei, sich innerlich mit Gott eins zu wissen. Von der wunderbaren, geheimnisvoll zuversichtlichen Frömmigkeit meines Großvaters, des alten Oberjägermeisters, vermagst Du Dir kein Bild zu machen, da Du ihn ja nur in seinem Verfall kennengelernt hast. Den größten Teil seines Lebens hatte er im Walde verbracht und im Beisammensein mit Bäumen und Tieren einen strahlenden, starken Gott kennengelernt, der ihm lebendiger und vertrauter war als irgendeiner der Menschen, die er sehen, hören und fühlen konnte.

Allzufrüh kam ich von diesem Kreise fort, ehe ich ganz fest in seine Ansichten eingewurzelt war, denn ich glaube, daß es besser ist, junge Menschen mit einer Rüstung von guten Meinungen und erprobten Überzeugungen in die Welt zu schicken, als es ihnen zu überlassen, sich ihre Ansichten im Widerstreit der Tage und Interessen selbst zu bilden. Vielleicht erklärt sich der Mangel an festen Charakteren und an ernsthaften Weltanschauungen, den man unserer Zeit vorwirft, daraus, daß unser Haus und unsere Schule nicht mehr instand sind, dem jungen Menschen einen solchen Schatz sittlicher Grundsätze mit ins Leben zu geben, daß er ohne Wanken mit ihnen in allen Anfechtungen zu bestehen vermöchte. Allzu-sehr ist unsere Zeit und unser Leben darauf gerichtet, auch alles andere, nicht nur das Eigene gelten zu lassen, und es gilt geradezu als Kennzeichen eines freien und starken Menschen, zu bekennen, daß jeder von seinem Standpunkte aus recht haben mag. Vielleicht ist es gerade diese Vorurteilslosigkeit und angebliche Freiheit des Geistes, die unseres Volkes schlimmster Fehler ist. Wir sind nur allzugenau bereit, die Vorzüge aller anderen Völker anzuerkennen und unserer eigenen Eigenschaften uns zu schämen. Der Engländer hat ein Sprichwort: „Recht oder Unrecht — meine Heimat ist es!“ Daran sollten wir uns ein Muster nehmen.

Mir ging es nun so.

Ich war von meinen Eltern dazu bestimmt, die Handelsschule zu besuchen, um bald in irgendeine erträgliche Lebensstellung unterzukriechen und ihnen die Sorge um mich abzunehmen. Aber da kam der Hauch der Kunst über mich, und ein lang unterdrückter Trieb nach bildhaftem Erleben des Daseins entfremdete mich meinem eigentlichen Studium. Ich kann Dir nicht schildern, welch ein seliges Blühen des Geistes und der Sinne das damals war, wie mich die ganze Welt durchströmte und verwandelt aus mir hervorging. Alles andere war Nacht und Tod. Ich verwendete das Geld, das mir für meine Studien geschickt wurde, zum größeren Teil auf meine Vorbereitung zum Künstler, und die Aufmunterung, die ich zuerst erfuhr, bestärkte mich darin, daß ich zu den Berufenen gehöre. Ich vergaß Gott und den Gehorsam gegen die Eltern und lebte in der Lüge, denn ich wußte wohl, daß ich mit meinen veränderten Lebensplänen nicht wagen dürfte, vor sie zu treten.

Aber auf die Dauer ließ es sich doch nicht verheimlichen, daß ich einem andern Ziele zustrebte, als sie mir bestimmt hatten. Sie versuchten nun durch alle Mittel, im argen und im guten, durch sanfte Vorwürfe und bittere Drohungen, meinen Sinn zu ändern. Aber ich blieb, inmitten einer großen Gesellschaft von leichten und lustigen Kameraden, auf meinem Wege. Umsonst beriefen sie sich auf Gott, ich hatte längst den Glauben verloren, und sie erreichten nichts, als daß wir einander immer fremder wurden.

Inzwischen war ich auch mit meiner Kunst, die ganz neue Bahnen betrat, in die Öffentlichkeit gekommen; wenn Du auch weißt, wie es mir damals erging, so versuchst Du doch umsonst, Dir im einzelnen auszumalen, welcher Wolkenbruch an Hohn, Haß und Böswilligkeit über mich niederströmte. Man behandelte mich in den Zeitungen als einen Idioten oder einen Verbrecher. Das war eine bittere Enttäuschung, und ihre nächste Folge war, daß ich meine Kunst und mein Leben nun zum Trotz betrieb und in jeder wilden Gesellschaft der Wildeste war. Es kam, wie es kommen mußte: ich verstrickte mich in tolle Abenteuer, häufte Schulden auf, und eines Tages lief der Name meines Großvaters auf einem Wechsel um, den er niemals gesehen hatte. Der Zusammenbruch blieb nicht aus. Im Namen Gottes rechneten meine Eltern und mein Großvater mit mir ab. Sie entzogen mir ihre Unterstützung, erklärten, sie seien entschlossen, mich meinem Schicksal zu überlassen und mich als Wechselfälscher den Gerichten zu übergeben. Zu gleicher Zeit kam eine vollständige Niederlage meiner Kunst, die in einem angesehenen Blatte als vollendeter Irrsinn hingestellt wurde. Und als drittes gesellte sich der unglückliche Ausgang jener Leidenschaft hinzu, die ich Dir ehrlich bekannt habe. Das Mädchen starb daran, daß es die Folgen unseres Verkehrs beseitigen wollte, und ich war durch Rat und Vorschub ihr Mitschuldiger.

So schien all das wirklich von einem bösen Dämon angezettelt und durcheinandergewirrt, und indem meine Eltern immerzu den Namen Gottes sprachen, war es mir, als treffe ihn die Schuld an der schrecklichen Bedrängnis meines Daseins. Auf Gott beriefen sich alle, die mich niederdrücken wollten, meine Eltern, die Eltern des Mädchens, schließlich auch meine Kritiker, die behaupteten, meine Kunst leugne Gott.

Da ich mich längst der Ehrfurcht und des Glaubens an Gott ent schlagen hatte, erfaßte mich eine blinde Wut gegen diesen Popanz, den alle Welt vorschob, um mich zu verurteilen und herabzusetzen. Als sich der Strick immer enger um meinen Hals zusammenzog, geriet ich in eine Raserei, die mir allen Halt nahm und mich in eine Finsternis des Geistes warf. Dieses verdammte Gespenst Gottes, dieses verruchte Phantom war schuld an allem Unglück in der Welt; alles Unheil, alle Niederträchtigkeit war in seinem Namen verübt worden, und ich sah mich in einer Schar von Brüdern, von Märtyrern, die gleich mir Opfer dieses Molochs waren, der sich Güte und Liebe nur deshalb zuschrieb, um dahinter Mord und Seelenraub zu betreiben.

Diese verzweifelte Stimmung wuchs so unaufhaltsam in mir, daß ich eines Nachts in einer unsagbar gemeinen und schmutzigen Gesellschaft, die sich gerne mit den Ideen des achtzehnten Jahrhunderts aufspielte, nach den ungeheuerlichsten Blasphemien auf den Tisch stieg und eine Kapuzinerpredigt hielt, in der ich Gott beschimpfte und verfluchte. Ich war betrunken, gewiß, aber dennoch sprach ich mir mit vollem Bewußtsein meinen namenlosen Haß vom Herzen, diese erbitterte Wut gegen das Schicksal, dem ich zürnte, wie Kinder dem Tischeck, an dem sie sich gestoßen haben. Und da mir die Worte nicht auszureichen schienen, nahm ich ein geweihtes Bild der Dreifaltigkeit aus der Tasche, das mir meine Mutter vor Jahren bei meinem Auszug in die Welt mitgegeben hatte, und verbrannte es über einer Kerzenflamme.

So glaubte ich mit Gott abgerechnet zu haben.

Am nächsten Morgen erhielt ich eine Drahtnachricht, die mich schleunigst nach Hause berief, da meine beiden Eltern in dieser Nacht, wahrscheinlich durch Kohlenoxydgas erstickt, ihren Tod gefunden hatten. Aus einem wilden Taumel von Verlorenheit und Selbstpreisgabe riß mich dieses furchtbare Ereignis zu mir selbst und dem Besseren in mir zurück.

Gott hatte unmittelbar auf meine Lästerung geantwortet. Seine Hand hatte mich getroffen, ich erkannte die ganze schmerzliche Größe des Ver lustes. Das Zusammensein mit meinem Großvater tat ein übriges, um meinen durch dieses Ereignis gänzlich erschütterten inneren Menschen in die alte Welt der christlichen Gedanken und des Glaubens zurückzuleiten. Ich bekannte ihm meine ganze Schuld, sagte ihm, daß ich mich als Mörder meiner Eltern fühlte, und daß ich bereit sei, meine Strafe auf mich zu nehmen. Er bestärkte mich darin, daß die Vergeltung nicht ausbleiben werde, und daß ich mich gefaßt machen müsse, eine ungeheuerliche Sühne erdulden zu müssen.

In den Willen Gottes ergeben, wartete ich ab, was er über mich verhängen werde.

Aber es war, als sei mit jenem Tage die Türe in einen heiteren Garten des Lebens geöffnet. Meine Hand schien leicht und sicher mit jedem Griff aus der Urne der Zukunft ein gutes Los zu ziehen, das Glück heftete sich an meine Fersen. Ich lernte Dich kennen, meine Stellung, die ich mir als eine Art Strafe zugedacht hatte, gewährte mir ein bürgerliches Behagen und erweckte sogar eine gewisse Freude der Pflichterfüllung in mir, die Kinder kamen, zuletzt gewann auch meine Kunst auf dem Jahrmarkt der Zeit . . .

Diese unerschöpfliche, unheimliche Langmut Gottes aber fraß an mir als eine niemals erlöschende, geheime Angst. Du ahnst nicht, was ich alle die Jahre her gelitten habe, daß mir Gott alles das nur gegeben haben könnte wie Hiob, um mich um so schmerzlicher zu treffen. Und vielleicht wird Dir nun vieles von dem klar werden, was Dir bisher unverständlich geblieben ist.

Aber nun bin ich erlöst. War ich schon so weit, zu glauben, daß Gottes Strafe für mich eben darin bestehe, daß er mich ganz aus Gnade und Ungnade verstoßen habe, so weiß ich jetzt, daß ich unter seiner Hand bin, und daß er mich richten wird, wie er es für gut befindet. Wie herrlich erweist er seine Macht, zu belohnen und zu strafen, wie streckt er sich über Gerechte und Ungerechte! Dieser Krieg stärkt meine Zuversicht. Schon marschieren unsere Heere durch Belgien auf das Herz des Feindes zu, schon sieht man, wie Gott nach dem Haupte der Friedensstörer und Heuchler und Mörder zielt. So wie er mit unseren Feinden abrechnet, so wird er auch mit mir abrechnen. Das ist mein inniger Trost.

Noch eins, Liebste: Du ahnst, daß wir ein kleines Vermögen zurücklegen konnten. Ich weiß, daß Du mich oft für einen abscheulichen Filz gehalten hast. Ich wollte es nicht zulassen, daß von dem durch Gottes Langmut Gewonnenen mehr verwendet würde, als für des Lebens Notdurft erforderlich schien, aber ich habe mehr als einmal unser Erspartes darangesetzt, um Gott endlich herauszufordern, daß er mich schlage. Aber es ist dabei immer nur noch mehr geworden. Du wirst damit einverstanden sein, daß ich die Hälfte dieses Vermögens dem Roten Kreuz übergeben habe. Was bleibt, genügt, sollte ich fallen, um Dich und den Kindern ein bescheidenes, aber sorgenfreies Leben zu sichern. Falle ich aber nicht, dann bin ich durch Gottes Gericht freigesprochen und kehre heim als Dein glücklicher und erlöster Matthias."

Das Dorf lag in einer kleinen Seitenfalte des Maastales, an zwei einander nahen Abhängen, zwischen denen unten die Straße lief. Inmitten der anspruchslosen Gesellschaft kleiner sauberer Häuschen, dieses Geschlechtes von gestern und vorgestern, hob das alte Kloster auf dem östlichen Abhang sein graues Gesicht aus den Hintergründen der Geschichte.

Die Brüder waren vor dem Kriege, den das Dorf mit süßsauren Mienen hindurchlassen mußte, verzogen, und so standen dem Feldlazarett mehr Räume zur Verfügung, als es mit seiner geringen Zahl von Helfern ausnützen konnte.

Unten auf der Straße wälzte sich die feldgraue Riesenschlange, dem Geschützdonner entgegen, der da vorne die Welt im Westen zerriß. Das ging nun schon zwei Tage und zwei Nächte. Die Bauern, die zuerst längs der Häuser gestanden und mit geballten Fäusten zugesehen hatten, ließen nach vierundzwanzig Stunden von ihren hämischen Bemerkungen.

Es war kein Ende der Massen, gleichmäßig ging es stundenlang weiter. Immer im selben Takt, vom Morgengrauen bis in die sinkende Nacht, und

dann klopfen die schweren Stiefel weiter hart in den Schlaf hinein. Manchmal wurden die Kolonnen der Infanterie durch Reiter abgelöst, oder Geschütze stießen und stampften ein paar Stunden lang hintereinander her. Die gute, harte Straße zerbröckelte und zermürbte unter Rädern und Hufen und dem Tritt der Hunderttausende, sie verwandelte sich in Staub, der unaufhörlich als Wolke über dem Heerzug stand. Allmählich überzogen sich die Bäume und Häuser und Menschen mit dichten Krusten grauen Staubes, als müsse das ganze Land, Lebendes und Unlebendes die Farbe dieser Soldaten annehmen, deren unendlicher Zug die Straße zertrampelte. Der Staub drang in die Häuser ein, bedeckte die Betten, die Tische, alle Eßwaren, fraß sich in die Rinde des Brotes. Das Gehirn entzündete sich, die Augen wurden fieberwirr, und es gab Menschen, die sich, unfähig, diesen Anblick zu ertragen, in den Keller verkrochen.

Die Brunnen waren ausgetrocknet, und man mußte die Bauern dazu verhalten, aus den nächsten Dörfern Wasser heranzuführen, das dann längs der Straße in Gefäßen aller Art bereitgehalten wurde. Aber auch in den Nachbardörfern war Wassernot. Denn fast überall gingen die Walzen dieses schrecklichen Heeres über das arme belgische Land. Und man erfuhr, dies wären nur die kleinen Zuflüsse, und der Hauptstrom ziehe unten im Maastal gegen Namur.

Aber Namur, holla, das feste Namur . . . du lieber Gott, da würden sich diese Deutschen schon die Köpfe einrennen! Der Bürgermeister ging im Ort herum, sprach den Leuten Mut zu, sie sollten die Nase nicht hängen lassen und den Feind nicht durch Widersetzlichkeit reizen. Die Franzosen und Engländer hätten versprochen zu helfen, und sie würden helfen, und dann würde man die Deutschen wiedersehen, aber aus ganz anderer Richtung kommend und in ganz anderer Verfassung als jetzt.

In das andauernde Schrecknis dieses Durchmarsches schlugen bisweilen Gerüchte von einzelnen Ereignissen, die verbrannten die Seelen mit jähem Entsetzen. Man erzählte, da oder dort sei ein Bauer einfach erschossen worden, weil man ihn beschuldigte, das Wasser vergiftet zu haben. Oder Dörfer, in denen auf deutsche Soldaten gefeuert worden sei, habe man angezündet und dem Erdboden gleichgemacht.

So sollten sie ihre Waffen nur recht gut verstecken, meinte der Bürgermeister, daß sie nicht gefunden werden könnten, aber bereit wären, wenn sie gebraucht werden sollten.

Dem Lazarettinspektor Gläsel zeigte der Bürgermeister ein höfliches und williges Gesicht, als dieser sein ortsobrigkeitliches Wirken in Anspruch nahm. Es handelte sich darum, auf dem Friedhofe einen Platz für ein Massengrab zu bestimmen. Vor der Besetzung des Ortes hatte es in dem Gehölz auf der Höhe ein Gefecht gegeben, ein paar tote Franzosen und Belgier lagen noch im Farnkraut. Das Massengrab wurde auf der Westseite des Friedhofes ausgehoben. Sieben gefangene französische Krankwärter schaufelten daran. Es waren kleine braune Leutchen, wenig sprächtig, um so fleißiger und bescheidener. Sie gruben sich emsig in die Tiefe, wie Maulwurfspaten arbeiteten ihre kurzen, schwarzen Spaten.

Als man mit dem Maulwurfsgeschäft fertig war, zog sich Gläsel mit seinen sieben Mannen in das Kloster. Der kleine, aufgeregte Oberarzt Leist lief gegen den Inspektor an. Ein Transport von Verwundeten von der Front war angesagt, hundertfünfzig bis zweihundert Mann, und man mußte das Refektorium des Klosters dazu nehmen und brauchte Stroh, denn man hatte sich bloß auf achtzig Mann eingerichtet. Und überhaupt war das Lazarett zu weit vorgeschoben, man war zu nahe an der Front, da hätte ja beinahe schon ein Truppenverbandplatz sein können, und ob man vielleicht, wenn etwa noch nachts ein Transport käme, die Leute auf dem Steinboden liegen lassen solle.

Der Inspektor machte, daß er weiterkam, denn er hatte das Gefühl, der Doktor nage ihm mit seinen weißen blinkenden Nagezähnen, zwischen denen die geschwinde, manchmal ein wenig anstoßende Zunge erschien, ein kreisrundes Loch in die Bauchwand. Er fing sich abermals den Bürgermeister und ging mit ihm auf die Strohsuche. Von einem mürrischen, widerspenstigen Bauern zum anderen zogen sie, bis etwa zweihundert Bündel zusammengebracht waren.

Gläsel schrieb die Quittungen aus und gab sie den Leuten.

Sie nahmen sie mit verächtlichem Lachen, nur die Anwesenheit des Bürgermeisters, der seine Mienen geheimnisvoll hinter Gläsels Rücken spielen ließ, verhinderte offenen Hohn. Ein weißhaariger alter Bauer in einem der größten Gehöfte des Dorfes ließ seine Wut durch keine obrigkeitlichen Mahnungen dämmen. „Was soll ich mit dem Wisch?“ fragte er, indem er den Zettel in seiner Hand hin und her drehte, als halte er ein höchst verdächtiges und ekles Ding.

Das sei so gut wie Geld, sagte Gläsel gutmütig, er solle es nur gut aufheben.

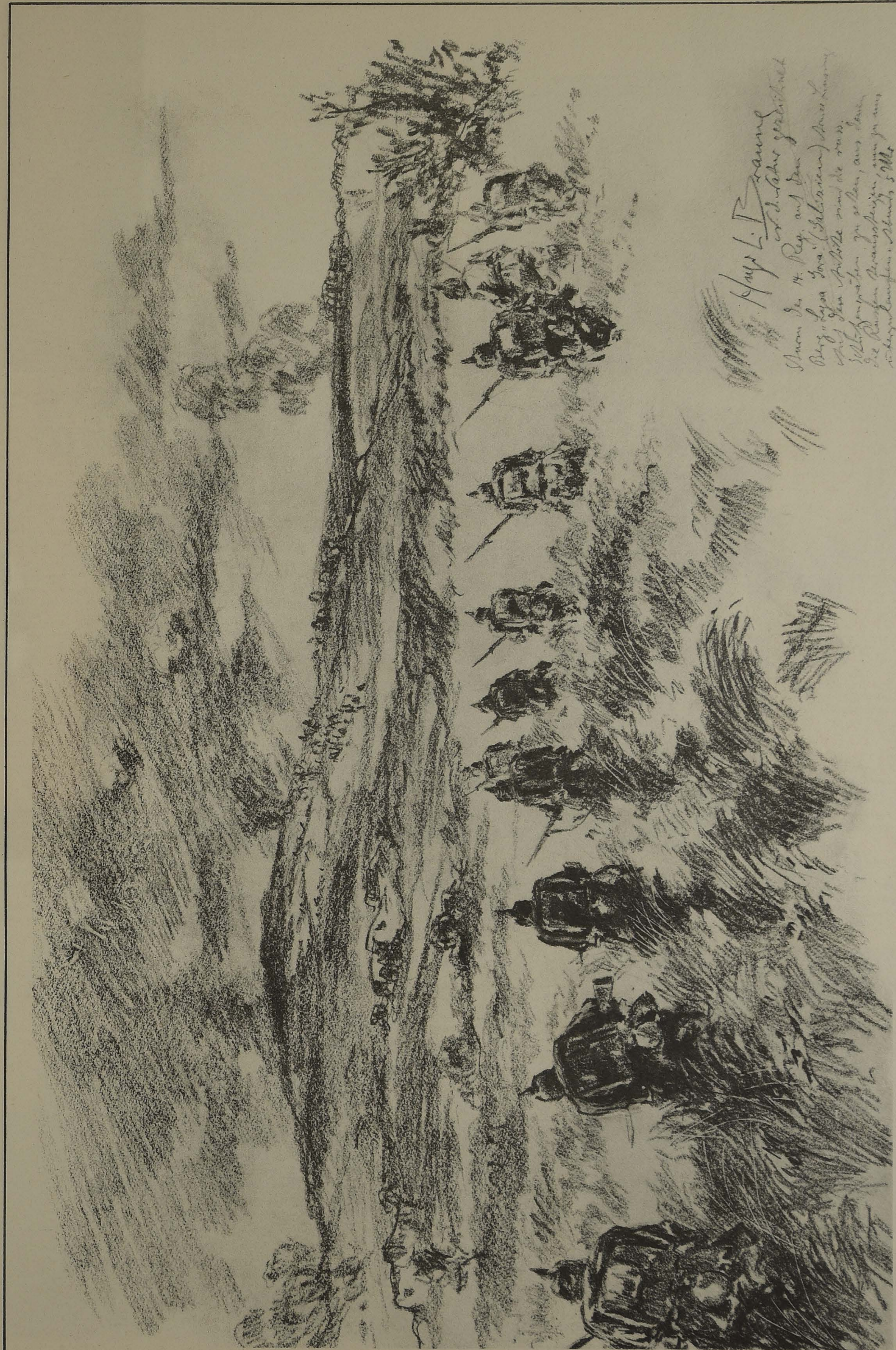
Ja, beeilte sich der Bürgermeister zu ergänzen, er solle es aufheben und dann ihm übergeben, und er würde dann schon das Geld an der richtigen Stelle einziehen.

Aber der Bauer wurde krebsrot im Gesicht, und plötzlich spie er auf den Zettel, warf ihn zu Boden, trat mit dem Stiefelabsatz auf ihn und wandte sich zum Fenster. Gläsel sah, wie seine Schultern von keuchendem Atem gehoben wurden, und er begriff plötzlich, es war das äußerste Maß von Haß, wenn ein belgischer Bauer lieber Geld wegwarf und zertrat, als daß er es aus deutschen Händen empfangen hätte.

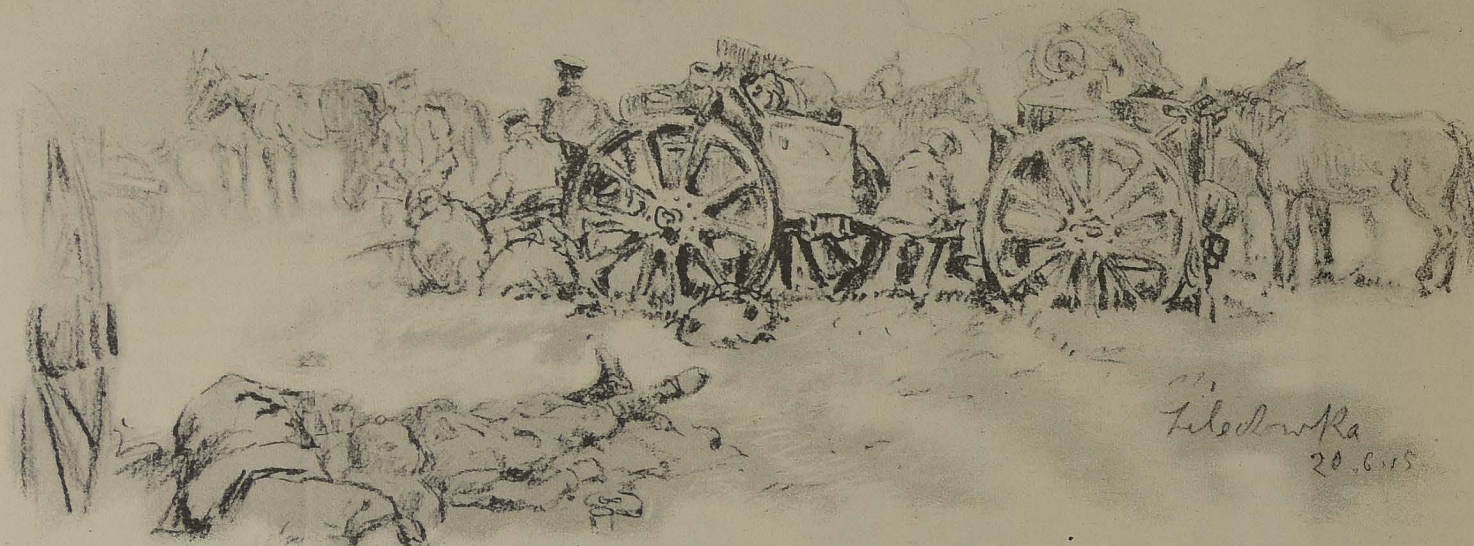
Der Bürgermeister hob die gefalteten Hände mit einer inbrünstigen Gebärde der Fürbitte. Es war nicht einmal nötig, sich so angstvoll zu bemühen, denn Gläsel war ohnehin der Meinung, da helfe nichts Gewalt-sames, sondern nur langsames Einwirken des Verstandes in der Zeit.

Während das Stroh auf einen Leiterwagen verladen wurde, knatterte hoch oben ein Flieger unter dem Abendhimmel hin. Aber er war noch gar nicht weit gekommen, da war er schon von einem ganzen Kranz von Schrapnellwölkchen umringt, die aus deutschen Geschützen seinen Rippen vermeint waren, und man merkte erst, wie nahe man eigentlich dem Kampfplatz war.

(Fortsetzung folgt in der nächsten Nummer.)



Aus den Kämpfen der Heeresgruppe des Generals v. Eintrigen in Galizien: Erfürnung des Berges Ohja Gota. Für die Zeitung "Militäre Zeitung" nach dem Leben gezeichnet von dem östlichen Kriegsgemaler Hugo v. Braun.



Rastende Artillerie.



Ruhepause.

Übergang über den Bug.

Bei der Heeresgruppe des Generals v. Linzinger in Russisch-Polen.
Aus dem Skizzenbuche des auf dem östlichen Kriegsschauplatz zugelassenen Kriegsmalers Hugo v. Braune.



Bulgarische Wagenführer, die auf einer Straße in Reskova rasten.

Die Sennussi.

Von Ingenieur Santo Ben de Semo.

Zwei Gehehnisse von höchster Bedeutung sind es, die sich in der Welt des Islams in den letzten zwei Monaten ereignet haben. Einmal waren es die Schritten, deren geistliche Führer im vorigen Monat ihrerseits sich den Sennissen (die Türken) im heiligen Kriege angeschlossen haben; nun sind es die Sennussi. Die einen wie die anderen haben ihr muslimantisches Zusammengehörigkeitsgefühl hier wie dort durch den Angriff auf englische Truppen bekräftigt.

Für den Teil der Engländer, der dem heiligen Krieg bei seiner Erklärung in Konstantinopel (14. November 1914) kein großes Gewicht beigelegt hat oder doch mindestens so tat, werden diese Angriffe einen schmerzhaften Gegenbeweis geliefert haben.

Schritten und Sennussen, das bedeutet Asien und Afrika! Die Autorität des schittischen Priesters in Kербela, unweit des Euphrats, erstreckt sich über alle Araber Mesopotamiens, alle Perser, die gesamten mohammedanischen Indier, und dem Gebot des Groß-Scheichs der Sennissen in Ruksa (in der südlichen Ägypten) gehorchen Hunderte von Stämmen in Nord- und ebensoviel in Zentralafrika.



Von den Serben auf ihrer eiligen Flucht zurückgelassene 28-cm-Granaten.



Die deutsche Oberste Heeresleitung und der bulgarische Oberbefehlshaber in Paracin (Serbien) am 16. November 1915. Von rechts nach links: General v. Falkenhayn, Chef des Generalstabes des Feldheeres, Kronprinz Boris von Bulgarien, Generalmajor v. Seidt, Chef des Generalstabes im Heereskommando v. Madenien, Generalmajor Tappen, Chef der Operationsabteilung im Großen Hauptquartier, Oberst Gantschew, bulgarischer Bevollmächtigter im Großen Hauptquartier, General Schelom, Oberbefehlshaber des bulgarischen Heeres, Generalfeldmarschall v. Madenien, Oberbefehlshaber der verbündeten Armeen. (Photo Talbot.)

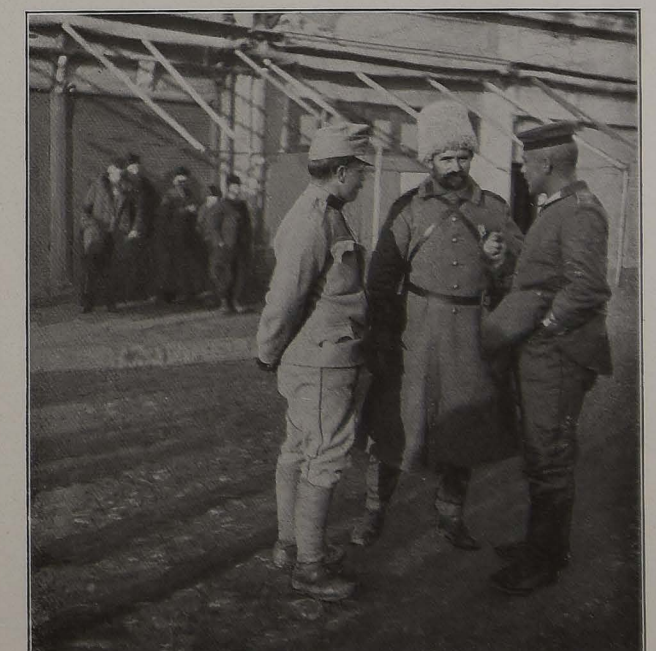
von Madai und Dahome am Atlantischen Ozean bis zur Ostküste des Indischen Ozean. „Eldjihad Sabil Allah“, sterben für die Sache Gottes, ist im Islam eine sittliche Pflicht, mit der man rechnen muß, und wer es nicht tut, wird sich am Ende arg verrechnet haben. Gewiß wird man fragen: Warum haben diese beiden Zweige des Mohammedanismus so lange gesäumt, sich der „Sache Gottes“ anzuschließen? Diese Frage würde aber kaum jemand stellen, der je die ungeheuren Entfernungen in jenen islamischen Ländern zu durchmessen hatte, denn er weiß, wie lange Zeit es braucht, damit in jenen Gegenden mit den primitivsten Verkehrsmöglichkeiten selbst das wichtigste Ereignis seine Kreise zieht, bis zu den letzten Vorposten der islamischen Welt. Wenn man nun noch in Betracht zieht, daß jeder Verkehr zwischen diesen Randländern und Konstantinopel schon vom Anfang des Krieges an durch unsere Feinde gefährdet und unterbunden wurde, so wird diese Verzögerung erst recht begreiflich.

Der heutige Groß-Sennussi, Namens Sidi Ahmed el-Scherif, residiert zeitweilig in Djarbub, südlich von Benghais, häufiger jedoch in Ruksa, einer tief im Innern der Ägypten, einer



Rast bulgarischer Truppen auf einer Straße in Reskova.

Aus dem eroberten Serbien.



Deutsch-österreichisch-bulgarische Kriegskameraden in Serbien.



Vom östlichen Kriegsschauplatz: Soldaten beim Spiel hinter der Front. Nach dem Leben gezeichnet von dem Sonderzeichner der Leipziger „Illustrierten Zeitung“ Felix Schwormstadt.

Die Zeichnung stellt ein Spiel dar, bei dem nach einer aus Steinen oder allerhand Gegenständen aufgebauten Pyramide nach bestimmten Regeln mit Steinen geworfen wird.



Ein serbischer Kaffeeshändler, eine typische Erscheinung im Straßenbild mazedonischer Ortschaften.



Transport eines österreichischen Leichtverwundeten in einem kleinen zweirädrigen Gebirgswagen, den ein Bosniak lenkt.

nicht weit der Westgrenze Ägyptens, gelegenen Oase. Die ganze Aynenaita ist sennussisch. Die Sennussen bilden Bruderschaften, deren Häupter einen Einfluß auf die Bevölkerung haben, der dem der mittelalterlichen Mönche in Europa mindestens gleichzusetzen ist. Die „Saulas“ erinnern, abgesehen natürlich von ihrer Bauart, an jene Klöster, wo Pilger und Wanderer Unterkunft und Pflege fanden. Das ist ein Gebäude meist aus Trümmern antiker Bauwerke, nahe einem Brunnen errichtet, das jedem Vorübergehenden Gastfreundschaft bietet. Häufig ist die Saula von einem großen Garten umgeben. Der Scheich hat unter sich einen „Jiti“ (Vehrer), der die Söhne der Mitglieder der Bruderschaft unterrichtet. Die Zahl der Brüder einer Saula erreicht nicht selten 5000. Sie führen den Zehnten ihrer Einkünfte, die meist der Ackerbau liefert, an die Saula ab. Außerdem besitzt die Saula oft ihr eigenes Land, auf dem jeder



Gefangene serbische Offiziere.

Literatursprache, in der Religion. Es sind keineswegs grundsätzliche Gegner der Christen, wie manche Forscher das behauptet haben, sondern ihr natürlicher Stolz verdrängt sich schlecht mit der Herrschaft europäischer Mächte auf ihrem heimatischen Boden, so daß mit ihr Hauptziel der Kampf gegen fremde Unterdrückung ist. In übrigen sind es gute Moslems, die sich von den andern in Glaubenssachen fast gar nicht unterscheiden, geeint jedoch durch ein besonderes geistiges Band, so wie es in allen ähnlichen Orden Europas besteht.

Gegenwärtig beherrscht sie nur der eine Gedanke, die Engländer aus Ägypten zu werfen, gerade so wie sie bisher durch ihren Kleinkrieg die Italiener verhindert haben, weiter ins Innere des Landes vorzudringen. Es mag bei dieser Gelegenheit erwähnt werden, daß nicht wenige unter den Sennussen völlig überzeugt sind, daß in Enver-Pascha der verschwundene Sidi el Mahdi verkörpert ist. Es sind tüchtige und gewandte Reiter. Sie stürzen sich, mit ihren Pferden eng verwachsen, auch im schwierigsten Gelände, zwischen Geröll und Felsen mit triegerischem Geschrei auf ihre Feinde. Ihre Pferde sind klein, aber stämmig, unermüdlich und gutwillig. Es kommt vor, daß die Reiter vor dem Treffen absteigen, zu Fuß kämpfen und, wenn sie zurückkehren, ihre braven Gänge genau an derselben Stelle wiederfinden.



Straßenbild aus Resovac nach der Einnahme der Stadt.

Bruder zur Zeit der Ausaat und der Ernte jeden siebenten Tag zu arbeiten verpflichtet ist.

Die Scheichs jeder Bruderschaft werden von dem Groß-Sennussi von Austra ernannt, der sie gewöhnlich unter den Söhnen der gewesenen Scheichs auswählt. Er hat auch die Macht, sie abzusetzen. Wir sehen hier also eine Art von Theokratie, die Ungehorsam und Revolten nicht kennt, die ihr Budget und ihr Heer hat, das vollkommen organisiert, auch über eine vorzügliche Schlagfertigkeit verfügt. Die größte Saula der Aynenaita heißt El Klamun, acht Stunden zu Pferd südwestlich von Benghasi.

Der Stifter des Ordens der Sennussen, Sidi Mohamed es Sennussi, Algerier von Geburt (1202 bis 1276 der Hegira oder 1788 bis 1860 n. Chr.), wohnte lange Zeit in Benghasi und gründete die erste Saula „El Beida“ (die Weiße), drei Tagesreisen westlich von Derna (am Ufer des Syrt). Der sittliche Endzweck dieser Gründung war, die stets miteinander im Kriege liegenden Araber der Aynenaita in einem mächtigen Bund zu einigen und ihren blutigen Streitigkeiten ein Ende zu machen. Der Gründer hat mehrere Schriften verfaßt, die seine Jünger vor jedem fremden Auge eifrigst behüten.

Er hatte zwei Söhne: Sidi Mohamed El Mahdi und Sidi Mohamed esch Scherif. Der Name des ersteren ist in der Aynenaita sehr vollstündlich, obwohl er sich schon seit 1902 ins Innere Afrikas zurückgezogen hat, um sich vor den Engländern zu verbergen. Die Araber glauben nicht an seinen Tod und erwarten ihn immer noch. Sein



Am Brunnen in Resovac.

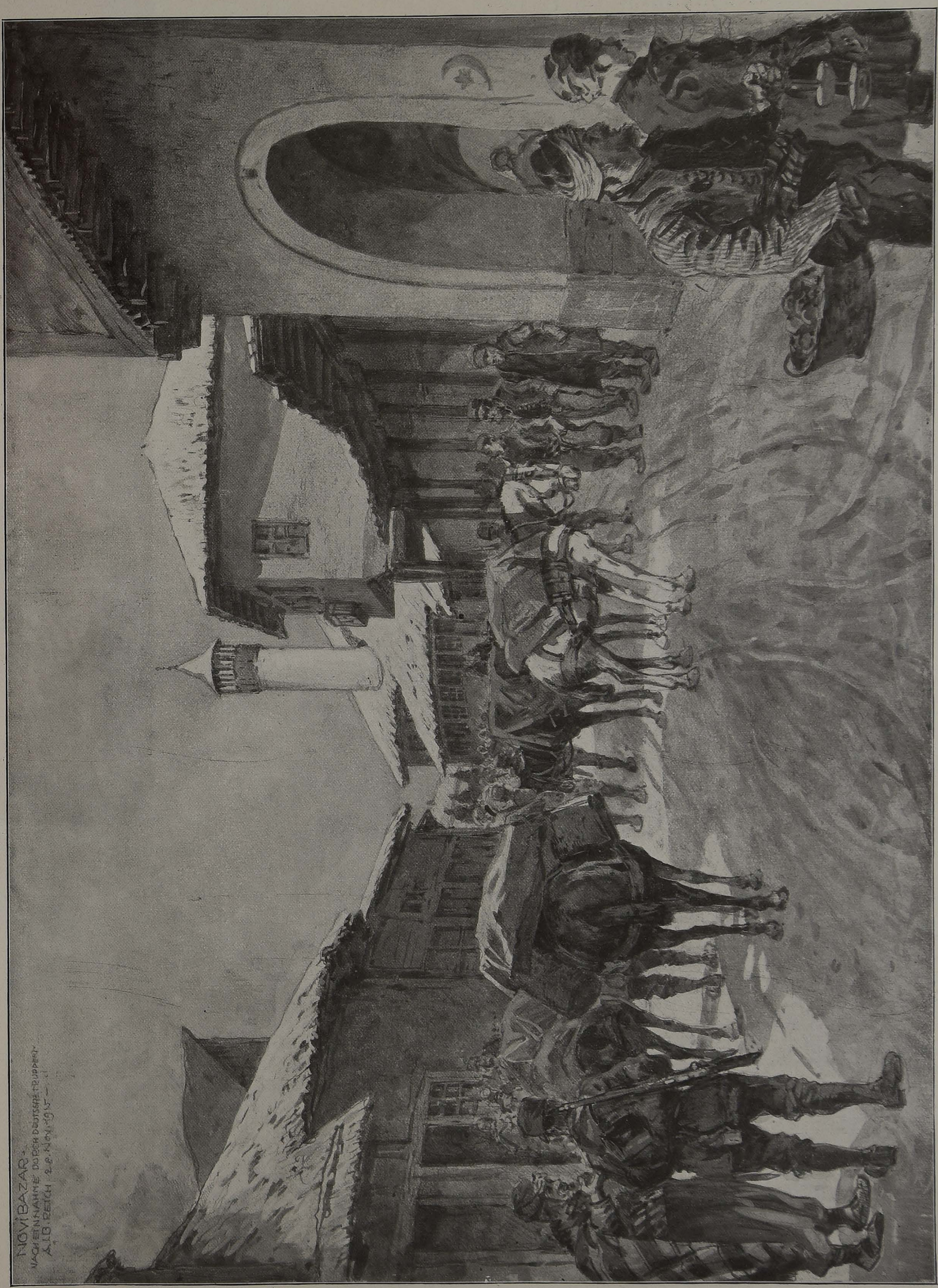
Aus dem eroberten Serbien.



Hofraum in Nowibasar. Nach einer Zeichnung des Kriegsteilnehmers Albert Reich.

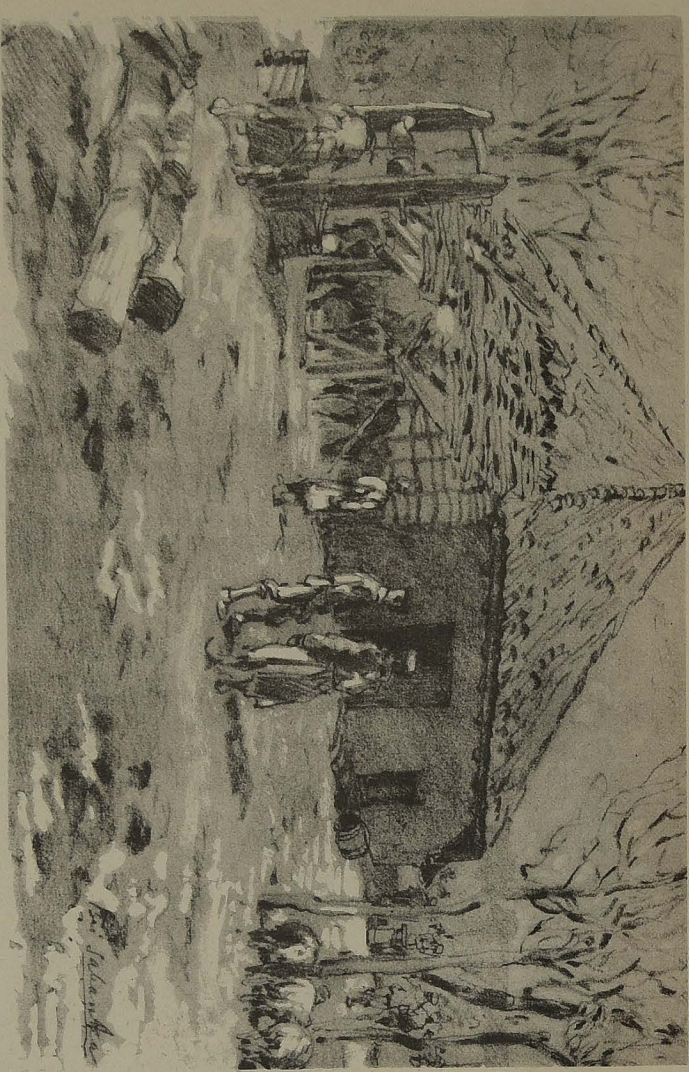


Motiv aus Resowac. Nach einer Zeichnung des Kriegsteilnehmers Albert Reich. Aus dem eroberten Serbien.



NOVI BAZAR.
WARTENNAHME DURCH DEUTSCHE TRUPPEN.
AUGUST 1914.

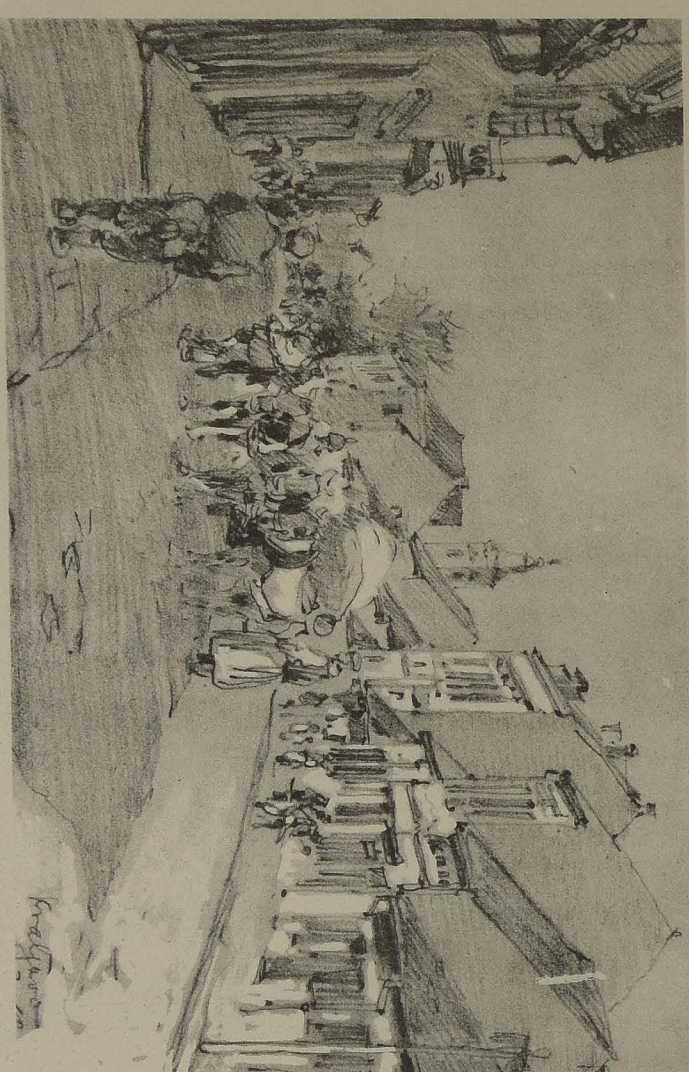
Aus dem eroberten Serbien: Novi Bazar nach der Einnahme durch die deutschen Truppen. Nach einer Zeichnung für die Leipziger „Illustrirte Zeitung“ von dem Kriegsteilnehmer Albert Reich.



Bei Cafantia.



Übergang über die Morawa.



Aratano.



Strassenbild aus Aratano.

Aus dem eroberten Serbien. Nach Zeichnungen für die Leipziger „Illustrirte Zeitung“ von dem Kriegsteilnehmer Albert Reich.

Der Zahnarzt im Felde.

Von Zahnarzt H. Schlaeger, Leiter der zahnärztlichen Abteilung eines Feldlazarets des Gardekorps.

Nicht allgemein dürfte bekannt sein, daß für alle Spezialfächer der Medizin auch in den Sanitätsformationen unserer Heere sich für diese besonders ausgebildete Fachleute befinden. Wie jedes Armeekorps einen beratenden Chirurgen, einen Zahnarzt für innere Krankheiten, für Augenleiden und Verletzungen und einen beratenden Hygieniker hat, so ist auch für die Zahnleiden und Kieferverletzungen durch Einstellung von Fachleuten gesorgt. Zum erstenmal wurden in richtiger Erkenntnis der Wichtigkeit auch des Zahnarztes für die kämpfenden Truppen bei dem Chinafeldzug und während des Aufstandes in Südwestafrika von der Medizinalabteilung des Kriegs-



Der Zahnarzt bei der Arbeit.

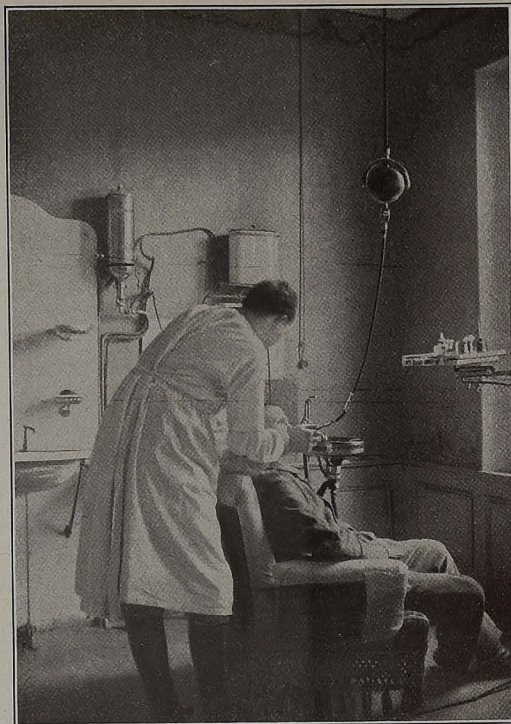
ministeriums Zahnärzte ins Feld geschickt. — Die Kriegs-sanitätsordnung hatte für jedes Armeekorps einen Zahnarzt vorgesehen, der der Kriegslazarettabteilung zugeteilt sein sollte. Die ungeheuren Truppenmassen des jetzigen Weltkrieges und besonders die Verhältnisse, wie sie der Stellungskrieg an unserer Westfront mit sich brachte, ließen diese Zahl als durchaus unzureichend erscheinen; und so wurde diese eine Stelle durch das Kriegsministerium auf drei, nach der letzten ergangenen Bestimmung für jede Kriegslazarettabteilung auf fünf erhöht.

Der Zahnarzt bei der Kriegslazarettabteilung, wie seine amtliche Bezeichnung lautet, steht gleich dem Oberapotheker als höherer Militärbeamter im allgemeinen Offiziersrange. Seine direkten Vorgesetzten sind: der Chefarzt des Kriegslazaretts, dem er zugeteilt ist, der Kriegslazarettinspektor, der Stappen- und Armeearzt. Wie aus der Einstellung der Zahnärzte bei der Kriegslazarettabteilung hervorgeht, sollten sie ihre Tätigkeit im Stappengebiet ausüben. Die besonderen Verhältnisse des großen Weltkrieges haben aber auch hierin Änderungen mit sich gebracht und dem Zahnarzt seinen Platz vielfach auf Stationen des Operationsgebietes angewiesen. So kam den kämpfenden Soldaten, für die ja auch die Hilfe des Zahnarztes vornehmlich da sein soll, bei Zahnbeschwerden und Kieferverletzungen solche schnell und ausgiebig gebracht werden.

Die zahnärztlichen Stationen sind je nach den Verhältnissen verschieden ausgestattet. In größeren Orten werden nach Möglichkeit die Häuser und Arbeitsräume etwa gestrichelter Zahnärzte mit Beschlag belegt; und der zahnkrante Feldgatte kann oft glauben, bei seinem Zahnarzt daheim zu sitzen. Stationen im Operationsgebiet, dicht hinter der Front muß der Zahnarzt sich natürlich einfacher einrichten und sich mit behelfsmäßigerer Ausstattung begnügen. Das für die Kriegslazarettabteilung vorgesehene Instrumentarium ist in den großen zahnärztlichen Kisten verpackt und so vollständig und sachmännlich ausgewählt, daß dem Patienten jedwede zahnärztliche Hilfe geleistet werden kann, von der einfachen Zahnziehung bis zum schwierigsten Kieferverband bei etwa vorkommenden Kieferverletzungen.

Wo die Kriegslazarettabteilungen weit hinter der Front liegen, werden Zahnärzte an Feldlazarette oder Sanitätskompagnien abkommandiert. Wenn größerer Andrang von Patienten vorhanden ist, werden ihnen Zahnärzte, die bei der aktiven Truppe dienen und die mit ihrer Einwilligung herausgezogen werden, zur Hilfeleistung beigegeben. Auf ausdrückliche Anordnung des Chefs des Feldsanitätswesens ist die Behandlung der Truppen ausschließlich den staatlich approbierten Zahnärzten vorbehalten; Hilfeleistungen durch nicht approbierte Personen sind nur in Notfällen und unter ärztlicher Aufsicht gestattet.

Jeder Zahnstation sind je nach Bedarf ein oder mehrere Zahnbediener zugeteilt zur Herstellung des notwendigen künstlichen Zahnersatzes und der etwa an diesen notwendig gewordenen Reparaturen. Wie erforderlich die zahnärztlichen Stationen sind, beweist die Tatsache, daß über hundert Patienten aufzuweisen haben. Die Wartezimmer sind zu jeder Tageszeit voll besetzt, und die Zahnärzte haben anstrengend zu tun, um die Mannschaften ihren Truppenteilen nach Möglichkeit rechtzeitig wieder zuführen zu können; denn auch die Tätigkeit des Zahnarztes im Felde muß von dem Grundgedanken geleitet sein, dem Soldaten schnell zu helfen und die Gefechtsbereitschaft der Truppe dadurch dauernd zu erhalten. Denn



Operationszimmer einer zahnärztlichen Abteilung.

wie sehr die Nerven eines Menschen durch heftigen Zahnschmerz angegriffen werden können, wird derjenige richtig zu beurteilen verstehen, der selbst einmal gezwungen war, bei dauernden Zahnbeschwerden körperliche oder geistige Arbeit zu verrichten.

Selbstverständlich geht es bei der Handhabung des inneren Dienstes auf der Zahnstation streng militärisch zu. Die Truppenteile überweisen die Patienten den Stationen, hier werden sie in das Behandlungstagebuch eingetragen und ihre Erkrankung, Art der Behandlung usw. genau notiert. Durch Behandlungsscheine, die jeder Mann, dessen Behandlung nicht durch einmaligen Besuch beendet werden kann, erhält, wird der Truppenteil über die Notwendig-



Technisches Laboratorium.

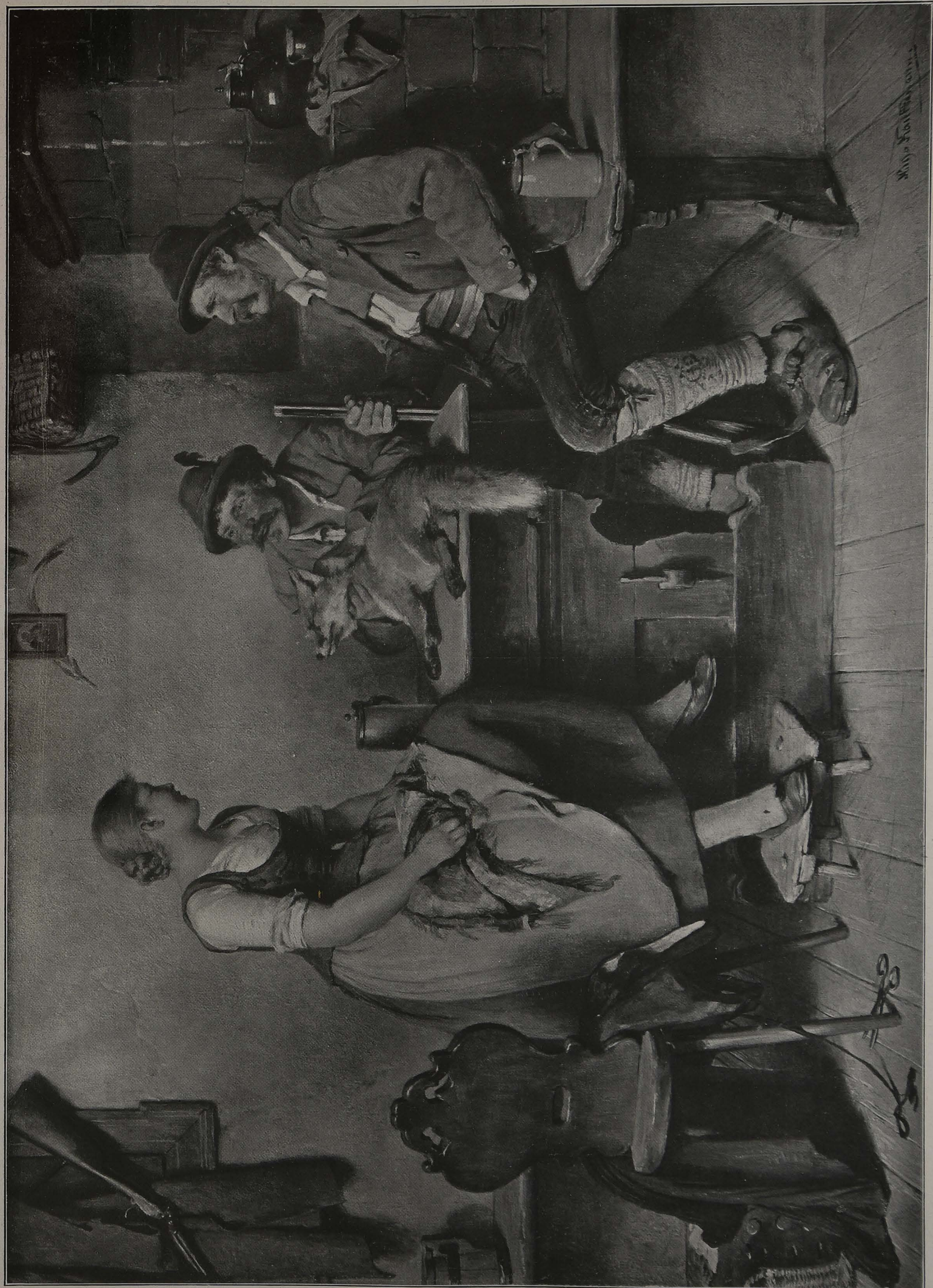


Technischer Arbeitsraum einer zahnärztlichen Abteilung.

keit der Weiterbehandlung, den Zeitpunkt derselben und die Stunde des Abganges aus der Station dauernd in Kenntnis gesetzt.

Getrennt von den Operationsräumen arbeiten die Techniker den künstlichen Zahnersatz und die Zahnärzte die Apparate für Kieferverletzte, die vor ihrem Abtransport in die in der Heimat befindlichen Kieferlazarette für Kieferverletzte provisorische Kieferverbände erhalten.

Die Notwendigkeit des Zahnarztes im Felde ist durch den großen Weltkrieg deutlich zutage getreten und wird sicherlich auch in Friedenszeiten durch weiteren Ausbau der zahnärztlichen Hilfe beim stehenden Heere und durch Heranziehung des zahnärztlichen Standes zur Behandlung desselben in irgendeinem Reserveverhältnis, ähnlich dem der Ärzte, Veterinäre oder Apotheker, seine Würdigung finden. Die Zähne sind eben, wie jedes andere Organ des menschlichen Körpers, von höchster Bedeutung für diesen und bedürfen wie jedes andere sorgfältiger Pflege und fachärztlicher Behandlung. Dem zahnärztlichen Stande ist während des Krieges ausgedehnte Gelegenheit geboten worden, zum Segen unserer braven Soldaten sich zu betätigen und auch an seinem Teile zur Schlachtfertigkeit unserer tapferen Heere mitzuwirken.



Zum Ableben des Münchner Genremalers Hugo Rauffmann am 30. Dezember 1915: Des Räubers Ende. Nach einem Gemälde von Hugo Rauffmann.

(Photographiert von Hans Rauffmann, München.)

Der Kriegs- oder Waffenhahn.

Von Christian Jensen, Schleswig.

Der Hahn spielt im Volksglauben eine große Rolle. Die von ihm geltenden Überlieferungen des Volksglaubens, die zum Teil so alt sind wie die Geschichte unserer Kultur, lassen uns hineinblicken in die Götterlehre unserer Vorfahren. Gehört doch der Hahn bei den Göttern der Ober- und der Unterwelt wie bei den Menschen zum Haushalt! Deshalb steht er als heiliges Tier, das vorzugsweise zum Opfer dient, in enger Beziehung zu den höheren Mächten. Er ist als Vogel der Fruchtbarkeit und des Ernteregens und als Symbol der Wachsamkeit und des Lichts allgemein anerkannt. Als prophetischer Vogel zeigt er durch sein Drehen am Windflügel die Veränderung des Windes an und sagt durch sein Krähen das Wetter vorher. An der Spitze des Kirchturms wartet er auf gut Wetter, daß der Sumpf austrocknet, in dem sein Wägelchen versunken liegt. Dieser Vogel besitzt also, gleich den einzelnen Germanengöttern, einen eigenen Wagen. Von dem hellen, lichten oder goldenen Himmelsbahn heißt es in der „Volupha“:

„Den Göttern gelend
Sang der mit dem Goldflam,
Medie die Selben
Beim Heerater.“

Damit ist seine Beziehung zu den alten Helden ausgesprochen. So ist er im Volksmunde Kriegs- und Waffenhahn geworden. Er gehörte zur Ausrüstung des Kriegers. „Ein Knaben, ein Hund und ein Hahn, so bistu gerüst wie ein Kriegermann“, heißt es bei Möller, „Volkslieder“ 1855. Die Hahnenfeder ist nicht nur ein Liebesmittel und des Teufels Hutmacher, sie ist auch ein Streitzeichen des Soldaten. Die Fimmländer hielten nach Rothholz Zeugnis in ihren letzten Kriegen mit Rußland regimenterweise einen Waffenhahn im Felde (1808). Chateaubriand berichtet, daß englische Kriegsschiffe einen solchen Hahn herkömmlich mitführten. Auf dem Linienschiff „Marlborough“ befand sich ein Hahn, der der Liebling der ganzen Mannschaft war. Er spazierte gewöhnlich auf dem Deck umher, oder er ließ aus der Tafel seine Stimme ertönen. Als jedoch am 1. Juni 1794 die Schlacht bei Quessant bevorstand, wurde er eingesperrt. Kaum hatte Lord Howe das Zeichen zum Angriff gegeben, so segelte Kapitän Bertley in die Schlachtreihe der Franzosen hinein. „Marlborough“ legte sich zwischen die Linienschiffe: „L'Impetueux“ und „La Mucius“. „Marlborough“ kämpfte mit Verzweiflung. Die meisten seiner Offiziere fielen, und der Kapitän wurde verwundet. Man war schon im Begriff, die Flagge zu streichen. Da erschien plötzlich der Hahn auf dem Verdeck und schritt würdevoll zwischen den Leichen umher. Dann flog er auf einen Maststumpf und ließ sein Riketti als Schlachtruf ertönen. Ein vieltimmiges Surren der Mannschaft war die Antwort. Der Kampf begann von neuem — und nach einer Viertelstunde strichen die feindlichen Schiffe vor dem „Marlborough“ die Flagge. Kapitän Bertley ließ auf den tapferen Hahn eine silberne Medaille schlagen — und ihn lebenslanglich verpflegen. Im Jahre 1792 ist es zu Bern Brauch gewesen, bei öffentlichen Aufzügen und Regimentsfeierlichkeiten einen Hahn nebst einem Streithammer

auf eigenem Bagagewagen im Umzuge mitzuführen. Als der Weltkriege Kriege abgeschlossen wurde, mußte nach Voltmann der Hahn beim Einzuge der Soldaten in Münster auf dem Bagagewagen sitzen.

Das geschah auf dem altsteinigen Boden des Sachsen-volkes, in dessen Volksglauben die von Karl dem Großen zerstörte Innenmauer immer noch von großer Bedeutung ist. Diese Innenmauer, welche zu Corvey stand, hat nach der



Hugo Kauffmann,

bekannter Münchner Kunstmaler, † am 30. Dezember 1915.

merkwürdigen Chronik der Sassen, die 1492 zu Mainz erschienen ist und aus der zweiten Hälfte des fünfzehnten Jahrhunderts stammt, die Gestalt eines kampfbereiten Kriegers. „Er hat“, wie die Abbildung hinzugefügte Beschreibung der Symbole angibt, an seiner Seite ein Schwert und in seiner rechten Hand ein Banner, darin steht eine rote Feldblume. In seiner linken Hand hält er eine Wage und auf seinem Helm steht ein Wetterhahn. Das bedeutet viel Krieg. Die Wage bedeutet, daß man soll viel Gutes erwägen, gleichwie der Wetterhahn auf dem Kirchturn Gutes und Schlimmes

bewegen muß, von welcher Seite der Wind wehen will.“ Bei den Wenden ist der Riedegast, der Dörrtrier oder Medelburger Abgott, ähnlich abgebildet; er hat auf dem „Kopff“ einen fliegenden Hahn, in der Linken einen „Hellebard“. Danach war der Hahn zweifellos dem Kriegsgotte der Sassen und der Wenden heilig. Als Helmzier des Herzogs zog er, dessen jeder Hutmacher der Soldaten war, und vor dessen Schrei alle Unholde entweichen, voran in den Kampf — und darum gehörte er zur Ausrüstung eines Kriegers und mußte als Kriegs- und Waffenhahn mit dabei sein.

Und in der Tat, die Wachsamkeit des Hahns, seine stolze Haltung, seine Fürsorge für die Seinen, die sich unter seiner Führung sicher wissen, nicht zuletzt die stete Kampfbereitschaft zur Verteidigung seines Stühnerhofes (denn jeder Hahn will sprichwörtlich Herr auf seinem eigenen Dünghaufen sein): alles das sind Dinge, die ihn vorbildlich sein lassen für den unvergleichlich tapferen deutschen Krieger, der mit Mannen-treue Gut und Blut opfert für Haus und Herd, für Familie und Vaterland, um jeden Eindringling davon fernzuhalten, und um laut den Sieg zu verkünden, wenn der Weltkrieg zu Ende ist.

Hugo Kauffmann †.

Von Richard Braungart, München.

Es wäre vielleicht ganz interessant, einmal festzustellen, wie viele von den Künstlern, die auswärts (und sogar in München selbst) als spezifisch münchenerische Künstler und Vertreter der oberbayerischen Eigenart gelten, tatsächlich gebürtige Münchner und Oberbayerer sind. Man könnte da allerlei recht ergötzliche Entdeckungen machen; und am merkwürdigsten wäre — und ist — wohl die Tatsache, daß oft gerade Nichtmünchner und Nichtbayerer die Eigenart dieser Stadt und dieses Landes am besten erfassen, am stärksten empfinden und am wahrsten künstlerisch geschildert haben. Ein Beispiel für viele mag genügen, da es wohl auch das bedeutendste ist, das man finden und anführen kann: Wilhelm Veibl, der, obwohl Rheinländer von Geburt und Wesen, doch ganz zum oberbayerischen Bauern (wenn man so sagen darf) geworden ist und den Menschen dieser Gegend tiefer auf den Grund gesehen hat, als dies je vor ihm ein Einheimischer getan hat; und vielleicht kann man sogar hinzufügen: niemals so weit.

Ein anderes Beispiel für die eben erwähnte Tatsache, wenn auch nur im kleinen, ist der am 30. Dezember in Brien am Chiemsee verlebte Kunstmaler Hugo Kauffmann, dessen zahlreiche Werke schon seit Jahrzehnten eine beneidenswerte Volksnähe genossen. Man kennt ihn als Maler unzähliger, meist humoristisch zugespitzter Szenen aus dem oberbayerischen Bauern- und Jägerleben, und es mag sehr viele geben, die von der (angenommenen) absoluten Naturtreue dieser Szenen so überzeugt sind, daß sie Kauffmann für den Typus des Urbauern halten. Aber auch dieser „echte“ Altbauer ist ein Zugereister. Er ist am 7. August 1844 in Hamburg geboren. Auf dem Umweg über das Städelsche Institut in Frankfurt a. M., an dem er bei Jakob Becker studierte, kam er nach München,

und während eines mehr als vierzigjährigen Aufenthalts in dieser Stadt ist er dann in der Tat ein echterer Münchner geworden, als es, besonders heute, viele Eingeborene sind.

Das große Vorbild Kauffmanns, der ja nur ein Glied einer überaus mitgliederreichen, noch immer nicht ausgelassenen Malergruppe war, ist Dreyer gewesen. Und wenn schon dieser selbst in späteren Jahren vielfach zu seinem eigenen Nachahmer geworden ist, so wird man es seinen unzähligen „Schülern“ nicht allzulehr verdanken können, daß sie nicht in jedem Bilde neue Wege gegangen sind. Sicher ist jedenfalls, daß Kauffmann zu jenen Meistern der bayerischen Malerei und des bayerischen Genres gehört hat, die sich ihre Aufgabe nicht übermäßig leicht gemacht haben. Er war zu jeder Zeit seines Lebens ein tüchtiger und gewissenhafter Techniker, und es spricht für sein Wesen und seine Auffassung von der Kunst, daß er jedes Werk mit Duzzahl verfehlt und in einer Liste unter dieser Zahl mit Titel, Preis und Käufer verzeichnete, ganz ähnlich, wie das unter anderen Spitzweg getan hat.

Wenn wir heute die lachenden Dindeln und solchen Bubn Kauffmanns, seine



Erregte Gemüter. Nach einem Gemälde von Hugo Kauffmann, † am 30. Dezember 1915.

(Photographieverlag von Franz Hanfstaengl, München.)

Ende des redaktionellen Teils.

SIROLIN

Nur in Originalpackung in den Apotheken erhältlich zu Mk. 3.20

bei Katarrhen der
Atemungsorgane, langdauerndem
Husten, beginnender Influenza recht-
zeitig genommen, beugt schwerern
Krankheiten vor.

Wer soll Sirolin nehmen?

1. Jedermann der zu Erkältungen neigt, denn es ist besser Krank-
heiten verhüten als solche heilen.
2. Skrofulöse Kinder bei denen
Sirolin von günstigem Erfolg
auf das Allgemeinbefinden ist.
3. Asthmatiker, deren Beschwerden durch Sirolin
wesentlich gemindert werden.
4. Erwachsene und Kinder die durch hartnäckigen Husten
geplagt werden, weil die schmerzhaften Anfälle
durch Sirolin rasch vermindert werden.



KALODONT



ZAHN-CREME UND MUNDWASSER



Maraschino
EINZIG IN DER WELT.

LUXARDO
DALMATIEN, Oesterreich.

ZARA

Niemand hat gesunde Beine
jetzt nötiger als die Dabei-gebliebenen, welche
den wirtschaftlich. Kampf durchzuhalten haben.

Schwere Leiden sind häufig
die Folge
vernachlässigter Krampfaderen,
Bei Beinschmerzen, Aderentzündung,
Geschwulst, Entzündung, nasser
Flechte, Gelenkverhärtung,
Steifigkeit, Plattfuß,
Rheuma, Gicht, Ischias,
Hüftweh, Elefantiasis
verlangen Sie „Kreuz-Pfennig“-Lehren und
Ratschläge für Beinleidende“ von
Sanitätsrat Dr. R. Weise & Co., Hamburg 1, L. P.

**Dr. Hoffbauer's ges. gesch.
Yohimbin-Tabletten**
mit 0,006 gr. Gehalt an reinem salzsauren Yohimbin.
Literatur versendet gratis Elefant-Apotheke, Berlin L,
Leipzigerstr. 74 (Dönhofsplatz).
Originalpackung 10 Stück M. 2,25, 25 St. 4.-, 50 St. 7.50, 100 St. 13.50, 200 St. 25.-.

**FABRIKATION IN
Silber
KUNNEALTENA**
SEIT 1820
Bestecke, Festgaben, Silber u. versilbert.
Patriot. Kriegsschmuck, Album u. Wahl.

Wir bitten von den Offerten
unserer Inserenten
unter Bezugnahme auf die Leipziger
Illustrirte Zeitung gefälligst recht aus-
giebigen Gebrauch machen zu wollen.

Jogal
Bei Influenza, Ischias
und Hexenschuß haben sich
Jogal-
Tabletten herzerregend bewährt. Be-
sonders glänzend begutachtet. In Apotheken
zu M. 1.40 und M. 3.50. Allein. Fabri-
kanten: Rontor Pharmacia, München.

Verwendet „Kreuz-Pfennig“ Marken zu 1, 2, 5 u. 10 Pfg. - Wo am Orte
wende man sich an die „Kreuz-Pfennig“-Sammlung Berlin, Abgeordneten-
haus, Zimmer 12. Postcheckkonto Berlin 20997, Fernspr. Zentrum 9041.

Beratende
Charakt.-Beurt. briefl. nach Abschr.
Berufen sich auf: 1. wissenschaftl.
empfohl. Seelenbuch. von P. L.
vgl. Arztl. Standesztg. Wien V Nr. 6.
2. behördlich u. privat von L. ein-
geholte Gutachten in schwerl.
Schriftvergl. Prospekt frei. Paul
Liebe, München W. 12, Briefsch.

**Lauten,
Gitarren,
Mandolinen**
Preisliste frei!
Jul. Heinr. Zimmermann, Leipzig.

Maldorf-Astoria Cigaretten
FELDPOSTBRIEFE
mit den farbigen Hestchen

Allgemeine Notizen.

Die **Hansa-Lloyd Werke, Aktiengesellschaft, in Bremen** konnten am 28. Dezember v. J. auf ein zehnjähriges Bestehen zurückblicken. Jung, wie die Automobilindustrie überhaupt, ist auch dieses Unternehmen, hat aber in dem verflochtenen Zeitraum aus kleinen Anfängen eine große Entwicklung genommen. Im Jahre 1905 gründeten Dr. R. Allmers und Ingenieur A. Sporthorst in Varel-Oldenburg die Hansa-Automobil-Gesellschaft mit einem Kapital von 30 000 Mark, um eine gemeinschaftliche Gründung auf dem Gebiete des Kraftwagens auszubauen. Etwas später trat der inzwischen verstorbene Franz Koppen in die Gesellschaft ein. Die „Hansa“ war es, die den ersten brauchbaren kleinen Vierzylinder auf den Markt brachte; dieser fand großen Anklang und bildete bald bei vielen Automobilfabriken den Schwerpunkt der Fabrikation. 1906 wurde das Kapital der Gesellschaft auf 120 000 Mark, 1910 auf 500 000 Mark erhöht, das Werk wuchs immer mehr, ein Jahr später schon mußte das Gesellschaftskapital auf 2 600 000 Mark erhöht werden und 1913 erfolgte die Umwandlung in eine Aktiengesellschaft mit einem Kapital von 4 400 000 Mark. Im Frühjahr 1914 vereinigte sich die Gesellschaft mit der Norddeutschen Automobil- und Motoren-Aktiengesellschaft (Namatag) in Bremen-Hafteb, änderte ihren Namen in Hansa-Lloyd Werke Aktiengesellschaft und verlegte den Sitz ihrer Verwaltung nach Bremen. Zugleich wurde das Kapital des Unternehmens auf 10 Millionen Mark erhöht. Die Gründung der Namatag fällt in das Jahr 1906 und ist den Bemühungen des verstorbenen Generaldirektors des Norddeutschen Lloyd Dr. Wiegand zu verdanken. Ihr an-

fangs 2 1/2 Millionen Mark betragendes Kapital wurde im Lauf der Entwicklung auf 3,6 Millionen Mark erhöht. Unter der Leitung von H. S. Meyer bildete anfangs die Erzeugung elektrischer Wagen nach den Patenten der Kriegergesellschaft Paris den Hauptgegenstand der Fabrikation, bald wandte man sich jedoch auch der Fabrikation von Personen- und Lastwagen mit Explosionsmotoren zu, wobei man namentlich in der Entwicklung des Lastautomobils gute Erfolge hatte. Daneben wurde der Bau von Motorprügen und anderen Feuerwehrowagen sowie von kommunalen Fahrzeugen, namentlich Straßen-Wasch- und Rehr-Maschinen als Spezialität betrieben. Die vor kurzem als Tochtergesellschaft selbständig gemachte Abteilung Dynamo-werk befahte sich mit der Fabrikation von Elektromotoren und Generatoren, insbesondere auch von solchen für die Ausrüstung von Schiffen. Eine glückliche Vorbedingung für die Verschmelzung der beiden Werke war es, daß sich beim Bremer Lloydwerk als Hauptgebiet der Lastwagenbau entwickelt hatte, während das Varelwerk ausschließlich den Personenwagenbau betrieben und diesen zu hoher Vollendung gebracht hatte, so daß mit dem Namen des Hansa-Lloydwagens der Begriff des Qualitätswagens eng verknüpft ist. Die zahlreichen Siege in den Konkurrenzfahrten der letzten Jahre, so namentlich der leichten Wagenfahrten und der Österreichischen Alpenfahrten sind noch frisch in Erinnerung. Dem Personenwagen steht würdig zur Seite der Lastwagen von 3 und 5 Tonnen als ein allgemein geschätztes Fahrzeug von hoher Wirtschaftlichkeit und Lebensfähigkeit. Auch im Kriege haben sich beide Arten von Fahrzeugen glänzend bewährt. Das Unternehmen unterhält eigene Niederlassungen in acht Großstädten und zahlreiche Verkaufsstellen.

Die Zahl der Arbeiter und Angestellten übersteigt 2000. Eine bedeutende Vergrößerung hat während des Krieges das Bremer Werk erfahren. Hier ist als neuer Erwerbszweig der Bau von Motorprügen und Zugmaschinen aufgenommen und außerdem ein umfangreiches hydraulisches Preßwerk zur Herstellung von Geschossen eingerichtet worden. Den Vorstand bilden die Direktoren Dr. Allmers, H. S. Meyer und A. Sporthorst, den Vorsitz in dem aus elf Mitgliedern bestehenden Aufsichtsrat führen alljährlich abwechselnd die Herren F. Möller und G. Kienitz.

Drei Tannen als Schutzmarke der berühmten Kaiser's Brust-Karamellen sind in allen Kreisen des Volkes bekannt geworden. Dieses echte deutsche Warenzeichen ist im Verlauf der Jahrzehnte auf Millionen von Packungen in alle Welt gewandert, hat in Dorf und Stadt, in Palast und Hütte Eingang gefunden. Wie notwendig eine Schutzmarke ist, ersieht man aus der Tatsache, daß es eine Menge von Nachahmungen gibt, von denen nicht eine auch nur annähernd jene Vollständigkeit erlangte, wie Kaiser's „Drei Tannen“-Brust-Karamellen. Sie genießen den Vorzug angelegentlichster ärztlicher Empfehlung und sind unsern braven Feldgrauen aus den Millionen kleiner roter Päckchen bekannt, die als kostfreie Liebesgabe so gern ins Feld geschickt und dort freudig aufgenommen werden.

Konfirmationskleider aus Lindener Samt kommen immer mehr in Aufnahme, begünstigt dadurch, daß sie ursprünglich dem ernsten Charakter des Tages entsprechend ganz einfach gearbeitet und nachträglich mit wenig Kosten durch etwas Ausputz leicht zu einem hübschen Badischkleid verändert werden können. Jedes junge Mädchen wird ein solches Kleid aus echtem deutschen Lindener Samt gern ständig tragen.

CHOCOLADEN ALPURSA CACAO

Vortragsrednern, Schriftstellern, Vereinsvorständen

und anderen Interessenten zur Nachricht, daß die **Lichtbilder-Abteilung der Leipziger Illustrierten Zeitung** nach den Originalen ihrer auf den Kriegsschauplätzen in ihrem Auftrage oder als Kriegsteilnehmer weilenden Künstler **Lichtbilder in einwandfreier Ausführung** anfertigt.

Verzeichnisse darüber durch die Lichtbilder-Abteilung der Illustrierten Zeitung in Leipzig.

Farben-Fabriken Berger & Wirth, Leipzig

Telegramm-Adresse: **Bergerwirth Leipzig**
Fernsprecher: **No. 108 und 408**

Berlin, Barmen, Hamburg, Amsterdam,
Budapest, Florenz, New York

Farben-Lieferanten der Leipziger Illustrierten Zeitung